

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

55. Jg., Heft 1, März 1975

M 1459 F

02B 41 a, 55. 1975



*Villinger Fastnachtmasken von Manfred Merz  
Narro, Murbili und Surbebel*

Herausgegeben im Auftrag des

Landesvereins

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Freiburg i. Br., Tel. 7 37 24

Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktions-  
ausschusses:

Dr. Otto Beutenmüller, Bretten

Dr. L. Döbele, Säckingen

Dr. R. Feger, Freiburg

W. Hensle, Lahr

Dr. E. Strobel, Karlsruhe

Diese Zeitschrift erscheint viertel-  
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch  
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis

für Einzelmitglieder ..... DM 25.-

Einbanddecken zu DM 4.50 für den  
Jahrgang 1974 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung  
und Verbreitung behält sich der Verlag  
vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift  
sind an den Landesverein  
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,  
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für  
unverlangte Manuskripte und  
Besprechungsstücke wird keine  
Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins

Postscheckkonto Karlsruhe 164 68

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37

Städt. Sparkasse Freiburg, Girokonto 2003201

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlag,

7500 Karlsruhe 1

Karl-Friedrich-Straße 14-18

Tel. \*26951, Telex 07826904 vgb d

Reproduktionen:

Schuler & Co., Freiburg i.Br.

Kartäuserstraße 50

Volksbrauch in der Industriegesellschaft

*Peter Assion, Freiburg/Walldürn* ..... 1

Aphorismen, *Arthur Trautmann* ..... 15

Das Recht der Jugend, *Gedicht, A. Trautmann* ..... 16

Villinger Fastnacht – Villinger Maskenkunst

*Hans Brüstle, Villingen* ..... 17

Muettersproch, *Gedicht, Richard Gäng* ..... 23

Die erste Rose:, *Gedicht, Ida Pfeifer-Hofmann* ..... 24

Hisgier und „Ufertsbrütli“. – Kaum bekanntes Brauchtum  
im Markgräfler Land. *Sigrid Knecht-Lechner, Freiburg* .... 25

Volkslied, *Gedicht, Friedrich Seippel* ..... 33

Abschied, *Gedicht, G. A. Rapp* ..... 34

Die ehemalige Klosterkirche zu St. Blasien

I. Teil: Planungs- und Baugeschichte, kunstgeschichtliche Ein-  
ordnung

II. Teil: Die Schicksale des Bauwerkes im 19. und 20. Jahr-  
hundert. *Hans Jakob Wörner, Freiburg* ..... 35

Still un bsunne, *Gedicht, Karl Kurrus* ..... 63

Vogelruaf, *Gedicht, K. Kurrus* ..... 64

Eine Fremdenherberge in St. Blasien

*Franz Hilger, Pfaffenweiler* ..... 65

Ältere Dreikönigsdarstellung im Badischen Raum

*W. A. Schulze, Ivesheim* ..... 67

Die vorübergehende Besitznahme von Elzach und Umge-  
bung durch Württemberg im Jahre 1806

*Engelbert Strobel, Karlsruhe* ..... 89

Lenz, *Gedicht, Hans Boeglin* ..... 95

Nächtlicher Wind, *Gedicht, Hans Boeglin* ..... 96

Schützt die alten Grenzsteine. *Josef Weber, Elzach* ..... 97

Johann Michael Elser (1742–1799), ein erfolgreicher Spöcker  
Auswanderer. *Gaston Mayer, Karlsruhe* ..... 99

Marcus Pflüger (1824–1907)

*Helmut Steindorfer, Kempten* ..... 103

Eine neue Schnecke aus Südbaden

*Klaus Münzing, Freiburg* ..... 109

Bericht vom 12. Internationalen Genealogentag in München

*Rolf Eilers, Freiburg* ..... 111

Spruch, *Gerhard Jung* ..... 113

Buchbesprechungen ..... 114

Anschriften der Autoren ..... 123

## Volksbrauch in der Industriegesellschaft

Peter Assion, Freiburg/Walldürn

*Vorbemerkung: Nach der Studie von Heinz Schmitt über „Volksbrauch und Verein“ in Heft 2/1974 soll der nachfolgende Aufsatz einen weiteren Beitrag leisten zum Verständnis aktuellen brauchtümlichen Geschehens. In der traditionellen Brauchlandschaft des deutschen Südwestens scheint eine erneute Beschäftigung mit der brauchtümlichen Überlieferung besonders sinnvoll und notwendig. Der Aufsatz stellt die erweiterte Fassung eines Vortrages dar, den der Verfasser am 8. November 1974 in der Pädagogischen Hochschule Freiburg i. Br. gehalten hat.*

Der Volkskunde traditioneller Prägung galt es als ausgemacht, daß die moderne Zeit wenig brauchfreundlich sei und die Geschichte des Brauchwesens schon im 19. Jahrhundert ihren Abschluß erreicht habe. Was im 20. Jahrhundert noch folgte und folgt, das seien nur mehr Reste des einstigen Bestandes: aufzuspüren in entlegenen Dörfern und „in letzter Minute“ zu dokumentieren, ehe das moderne, den Traditionen entfremdete Lebensgefühl auch dort brauchtötend gewirkt habe und ehe auch dort die ältere, eigenwüchsige, wertvolle Volkskultur von der städtisch vorfabrizierten Massenkultur unter ihren Totalitätsanspruch gezwungen sei<sup>1)</sup>. Tatsache war, daß sich aufgrund landschaftlicher, politischer, konfessioneller Unterschiede in mangelhaft miteinander kommunizierenden Kleinbereichen Sonderkulturen ausgebildet hatten, die im Zuge der Industrialisierung mehr und mehr zur „Massenkultur“ egali-

siert wurden: egalisiert vor allem durch städtische Warenproduktion und mitgelieferte neue kulturelle Leitbilder. Die Dorftracht, aus selbst gewebtem Tuch geschneidert, traf auf das Allerweltskleid aus der Fabrik, das indessen den Vorzug hatte, „modisch“ zu sein. Volkskultur als unterschichtliche Kultur wurde umfassend in eine neue, totalere, noch stärker von Fremdinteressen bestimmte Subkultur transformiert: in die Massenkultur. Statt aber solchen Wandlungen auf der Spur zu bleiben und sie kritisch-hilfreich zu erhellen, arbeitete sich die Volkskunde nach rückwärts voran.

Bis in die 30er Jahre und erst recht nochmals in der Nazizeit war sie eine reine „Bauernkunde“, und zusammen mit ihrer pädagogischen Verlängerung, der „Heimatkunde“, setzte sie das idealisierte Wunschbild „Dorf“ dem karikierten Schreckbild „Großstadt“ entgegen<sup>2)</sup>. In der Großstadt sah man die sozialen Mißstände, die man im Dorf großzügig übersah, und hinzu kam noch, daß man diese Mißstände den Betroffenen selbst zur Last legte und das angeblich gesunde Bauerntum gegen das angeblich kranke Industrieproletariat ausspielte. Schon bei Wilhelm Heinrich Riehl hatte sich das 1854 so dargestellt: „In den Proletariervierteln der Großstadt wohnt das sieche, hektische, absterbende Volkstum. In den abgelegenen Winkeln unserer öden Gebirge dagegen, wo auch die armen Leute hausen, ist der Kern des Volkes noch immer kräftig und unverdorben.“<sup>3)</sup>

Wo kein gesundes „Volksleben“, da kein echtes



Sommertagszug im Umkreis der Großstadt: Heidelberg-Handschuhsheim 1950. Foto: H. Güterbock

Brauchtum! Was die Stadt dennoch an traditionellen Bräuchen vorweisen konnte, wurde fast durchweg als ursprünglich bäuerliches Kulturgut interpretiert: aus nachwirkenden oder eingeschleppten dörflichen Traditionen erwachsen und daher allenfalls wegen dieses bäuerlichen Kernes von Interesse. Bezeichnend der notorische Versuch, noch in der letzten Brauchäußerung die Reste alter Fruchtbarkeitsriten zu entdecken und sie so aus bäuerlichem Denken herzuleiten. Dasselbe gilt für den Versuch, ein Arbeiterfest wie den 1. Mai aus der Tradition älterer, volkstümlicher Maifeiern zu erklären<sup>4)</sup>. Und so verdienstvoll Will-Erich Peuckerts „Volkskunde des Proletariats“ von 1931 war, weil sie in der Volkskunde erstmals mit herkömmlichen sozialen Sehgewohnheiten brach, so sehr war doch auch sie noch der alten Rangfolge verpflichtet, indem sie Arbeiterkultur als verkommene Bauernkultur deutete<sup>5)</sup>. Durchgehend also ein kulturpessimistischer Zug, der sich auch dann fortsetzte, als in Dorf und Stadt eine unvermutete Neubelebung des überkommenen Brauchtums begann, bekannt unter dem Schlagwort „Folklorismus“. Jahrzehntlang war durch die Tendenz der Brauchbeschrei-

bungen und auch explizit durch entsprechende Empfehlungen und praktische Vorschläge auf die Konservierung gefährdeter Bräuche hingewirkt worden. Als damit ernst gemacht wurde und sich die Künstlichkeit solcher Bestrebungen völlig adäquat in allerlei Entgleisungen offenbarte, setzte sich die ältere Kulturkritik in der Folklorismuskritik fort<sup>6)</sup>. Der Tübinger Volkskundler Hermann Bausinger, von dessen eigenen Arbeiten und den Arbeiten seiner Schüler die entscheidenden Impulse zur volkskundlichen Neubesinnung ausgingen, konterte zu recht mit einer Kritik der Folklorismuskritik<sup>7)</sup> und zeigte auf, daß Kritiker wie Kritisierte im Grunde die gleiche kulturelle Position besetzt halten und es nur graduelle Abweichungen sind, die hier Kritik provozieren.

Doch wie man auch immer manche brauchtümlichen Erscheinungen der Gegenwart bewerten will: Tatsache ist, daß die Volkskunde sich getäuscht hatte, als sie mit baldigem Absterben des Brauchwesens rechnete. Es ist nicht zusammen mit der alten bäuerlichen Welt vollends untergegangen, sondern hat sich auch und gerade unter gewandelten Lebensbedingungen erhalten. Blickt man auf das blühende Fastnachtsleben mit ständig neu aus dem Boden sprießenden Narrenzünften, auf die sich ausbreitenden Martins- und Sommertagszüge, auf Trachtenfeste und sonstige, breit gestreuten Schaube dürfnissen entsprechende Veranstaltungen, und vergleicht man damit die nach Teilnehmerzahl, Aufmachung und Publizität doch noch äußerst bescheidenen Aktionen des vorigen Jahrhunderts, so muß nachgerade von einer Brauchkonjunktur ohne Beispiel gesprochen werden. Hinzu kommt eine weitere, zunächst befremdlich wirkende Beobachtung. Nicht in noch traditionell geprägten, bäuerlichen Gemeinden hat das Brauchtum nach wie vor seinen Nährboden, sondern in umstrukturierten, heute von Arbeitern und Pendlern bewohnten Ortschaften. Eine Untersuchung von Herbert Schwedt in 130 Gemeinden der Landkreise Tübingen und Ulm hat dies einwandfrei ergeben<sup>8)</sup>, und schaut man sich in Baden um, wo systematische





*Martinszug Ende der 1950er Jahre in Mannheim-Feudenheim, veranstaltet vom Kindergarten Marquard. Unter den Kindern mit Lampions auch noch ein weißgekleidetes „Martini-Weibchen“ (Bildmitte). Foto: G. Löhner*

Erhebungen gleicher Art noch fehlen<sup>9)</sup>, so deuten doch Brauchveranstaltungen, die durch ihre Publizität nicht zu übersehen sind, auf den gleichen Tatbestand hin.

Nicht entlegene Odenwalddörfer haben etwa heute noch brauchtümlich Bemerkenswertes zu bieten, wohl aber zeigt das dem Odenwald vorgelagerte hochindustrialisierte Gebiet um Neckar und Rhein einen beachtlichen Brauchbestand<sup>10)</sup>. Eine Vielzahl von Vereinen und Vereinigungen bemüht sich hier seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert um die Pflege von „Volksbräuchen“, so daß der Raum Mannheim-Heidelberg-Weinheim zu einer Brauchlandschaft wurde, aus der auch immer wieder Anregungen für das immobilere Hinterland kommen. Für die Sommertagszüge der heute bekannten Form, deren Geschichte 1893 in Heidelberg be-

gann, ist das wiederholt gezeigt worden<sup>11)</sup>. Der im genannten Jahr vom Heidelberger „Gemeinnützigen Verein“ organisierte Umzug wurde 1898 in Schwetzingen, 1902 in Weinheim und Bruchsal, 1903 in Wiesloch nachgeahmt, und nach dem Ersten Weltkrieg folgten im hinteren Odenwald Rippberg, Hardheim usw., nach dem Zweiten Weltkrieg u. a. Walldürn (1952). Noch ungeschrieben ist die Geschichte der Martinszüge, deren Entwicklung einen ähnlichen Verlauf nahm. Im Rheinland waren diese Fackel- oder Laternenumzüge der Kinder am Vorabend von Martini seit langem üblich. Um 1880/90 gewannen sie an Zugkraft, und in der Folgezeit breiteten sie sich rheinaufwärts weiter aus und fanden nach dem Zweiten Weltkrieg im Raum um die Neckarmündung starke Verbreitung. Ordensfrauen aus Nonnenwerth, die das

katholische Mädchengymnasium St. Raphael in Heidelberg-Neuenheim leiteten, sollen es gewesen sein, die den Brauch an den Neckar verpflanzten<sup>12</sup>). Ende der vierziger Jahre führten sie zu Martini im Garten ihres Gymnasiums kleine Laternenumzüge durch. 1949 fand der erste große Heidelberger Martinszug statt, 1950 folgte Ladenburg, 1952 Weinheim. Ende der fünfziger Jahre kamen im Mannheimer Stadtgebiet die Martinszüge auf. Und wieder folgte der hintere Odenwald dem großstädtischen Beispiel. Schon 1953 hatte in Eberbach der dortige Heimat- und Verkehrsverein einen Martinszug veranstaltet. 1958 ist der Brauch erstmals für Walldürn belegbar, 1960 für Waldhausen, 1964 für Buchen und Rippberg<sup>13</sup>). Dem Folklorismus-Kritiker mögen solche Umzüge nur als folkloristisch aufgeblasene Schauveranstaltungen gelten, die im Grunde gar nicht als Brauchtum zu definieren seien, weil nicht althergebrachte Sitte, sondern brauchfremdes Interesse (Werbung usw.) zur Durchführung stimuliert, und weil sich hier auch nicht mehr die Brauchträger spontan zusammenfinden, sondern von Organisatoren zusammengeführt werden. Solche Kritik geht jedoch von einem Brauchbegriff aus, der nicht durchgehend an den Realitäten gewonnen ist und zumindest die Verhältnisse in größeren Gemeinden übersieht (was wieder mit der genannten einseitigen Blickrichtung der Volkskunde zusammenhängt). Vielerorts stand Brauchtum auch früher schon nicht nur unter dem ehernen und religiösen Gesetz der Sitte, sondern trug auch Schau- und Repräsentationsbedürfnissen Rechnung. Und was die Brauchträger anbelangt, so agierte wohl nie die sog. „Gemeinschaft“ aus sich selbst heraus, sondern bedurfte der Anreger und Initiativpersonen und bei Großveranstaltungen organisierender Gruppen. Richtig ist, daß die moderne Massenkultur auch zahlreiche gesellschaftliche Gruppierungen atomisiert hat, die zugleich Brauchträgergruppen waren, und ebenso trifft zu, daß die nun stellvertretend agierenden Vereine „Brauchtumspflege“ selektiv und manipulativ betreiben<sup>14</sup>). Brauchtum

befindet sich jedoch zusammen mit der Gesellschaft ständig im Wandel, und man kann nicht ein geschichtslos-statisches Brauchleben gegen ein anderes absetzen, das nun von Auflösungs- und Ausgestaltungstendenzen ergriffen sei. Brauchtumswandel heute stellt sich der Volkskunde als ein schwierigeres Problem dar: angesichts der angedeuteten Entwicklung und vor dem Hintergrund volkscundlicher Wissenschaftsgeschichte ganz besonders.

Zu dem nicht leicht bestimmbareren Gegenwartsbild gehört auch, daß „Folklorismus“ nur einen Teilbereich heutigen Brauchlebens abdeckt: auch in der Großstadt oder in deren Umkreis, wo sich neben neuen Großveranstaltungen zugleich manches Altartige erhielt, um das sich keine organisierte Brauchpflege kümmert. Noch vor wenigen Jahren waren etwa in Mannheim (Neckarstadt) die weißgekleideten „Martini-Weiwel“ bei ihren Lärm-Umzügen anzutreffen<sup>15</sup>), und den Feudenheimer Martinszug, seit 1957 durchgeführt, kennzeichnete anfangs ein Nebeneinander von Alt und Neu, indem „Martini-Weiwel“ und laternentragende Kinder vereint St. Martin die Ehre gaben. Gerade Maskenbräuche aber, zumal außerhalb der Fastnachtszeit, sind andernorts abgegangen. Schwedt bestätigt aus dem Industrieort Langenau bei Ulm, daß hier viele Bräuche neu aufgekomen sind, zugleich viele alte aber, in den bäuerlichen Gemeinden der Umgebung längst aufgegeben, ebenfalls überlebten. Zu solchen archaischen Brauchformen rechnet u. a. das Schießen bei Taufgängen und das Umhergehen einer Leichenansagerin bei Todesfällen. Zur Erklärung schließt Schwedt ein Bild an. Er spricht davon, daß man sich „Fließband und Maschine“ als ein Gift vorstellen könne, das tödlich wirke auf den lebendigen Organismus einer Gemeinschaft und ihre kulturellen Äußerungen, das aber von Orten mit stabiler Konstitution verkraftet werde, so daß sie – resistent geworden – dem Gift schließlich eine um so größere Vitalität verdankten, während kleine, unbedeutende Orte kulturell daran zu Grunde gingen<sup>16</sup>).

Das eindrucksvolle Bild erfüllt nun mehr den Charakter des Vorgefallenen, als daß es ihn rational zergliedern würde, und es enthebt nicht der Verpflichtung, der neuzeitlichen Brauchentwicklung und ihrem sozialen Kontext genauer nachzufragen. Nachdem die ältere Brauchforschung mit ihren Prognosen offensichtlich nicht recht hatte, scheint es insbesondere darum zu tun, hier das Verhältnis zwischen „Volkskultur“ und „Massenkultur“ neu zu bestimmen. Das Begriffspaar wurde von Hermann Bausinger in die Volkskunde eingeführt<sup>17)</sup>, um damit kontrastierend die Umbruch-Situation jüngster kultureller Entwicklungen zu bezeichnen, und es scheint auch geeignet, erhellend auf das Brauchtum angewandt zu werden, weil sich damit die Fülle der Einzelerscheinungen in größere Zusammenhänge bringen und von dorthier deuten läßt. An Hand einiger Beispiele aus Baden sei dies nachfolgend versucht. Die ältere Lehrmeinung deuteten wir schon eingangs an. Sie postulierte einen unveröhnlichen Gegensatz zwischen dem, was an Sonderkulturen unter „Volkskultur“ subsumiert wird, und der Einheits- oder „Massenkultur“ moderner Prägung. Was heute im Bereich des Brauchtums zu beobachten ist, deutet eher auf eine Symbiose hin: auf ein beiderseits nicht folgenlos gebliebenes Zusammentreffen jedenfalls. Bei genauerem Zusehen scheinen indessen verschiedene Wandlungsprozesse erkennbar zu sein, die jedoch teilweise zu gleichartigen Ergebnissen geführt haben. Für das, was heute im ländlichen Raum an jahreszeitlichem Festbrauchtum lebt, könnte man folgende Typologie in Vorschlag bringen: Brauchtum ist hier teils Reaktion auf die Massenkultur, teils deren bloße Funktion oder gar Imitation, teils aber auch gegenläufige Opposition.

Für den ersten Brauchtumstyp scheinen die Pferdeprozessionen treffende Beispiele. Eine der bekanntesten ist der Neudenauper Gangolfsritt, der alljährlich am zweiten Sonntag im Mai zur Wallfahrtskapelle St. Gangolf bei Neudenauper an der Jagst durchgeführt wird<sup>18)</sup>. Der stets sehr feierlich begangene Ritt ist alljährlich ein

Höhepunkt im Leben der Gemeinde und für deren Selbstdarstellung unverzichtbar geworden, obwohl fast keines der teilnehmenden Pferde mehr aus Neudenauper selbst kommt. Das Städtchen ist nicht mehr das der Bauern und Handwerker, das es Mitte des vorigen Jahrhunderts war. Seit 1869 die Jagstalbahn eröffnet wurde, ist der Stadt eine neue Blickrichtung nach dem Industriegebiet im nahen Neckarbekken gegeben. Jagstfeld, Neckarsulm und Heilbronn boten zunehmend Arbeitsplätze, so daß all die, die am Ort nicht mehr ihr Auskommen fanden, als Pendler in die genannten Städte fuhren. Diese Pendlerbewegung setzte sich durch Jahrzehnte hindurch fort, verstärkte sich in der Konjunktur der letzten Nachkriegszeit, so daß heute die meisten Einwohner in den NSU-Werken in Neckarsulm und in Heilbronner Fabriken ihr Brot verdienen. Bei einer Einwohnerzahl von rund 2100 pendeln täglich zwischen 400 und 500 Arbeiter mittels Bahn oder Auto aus Neudenauper aus. Einige kleinere Unternehmen sind auch in der Stadt selbst ansässig geworden, die zur reinen Arbeiter- bzw. Arbeiterwohngemeinde geworden ist. Zur Bewirtschaftung der bereinigten Flur genügen fünf Aussiedlerhöfe. Entsprechend verringert hat sich die Viehhaltung, nachdem das Ackerpferd ohnehin schon vom Traktor verdrängt war. Statt der Bauern, die früher mit ihren Pferden den Gangolfsritt gestalteten, sichern heute Reitervereine aus der Umgebung mit Sport- und Turnierpferden die weitere Durchführung der Neudenauper Pferdeprozession.

Überblickt man die Geschichte dieses Brauches, so wird deutlich, daß er sich nicht trotz ungünstig scheinender äußerer Bedingungen erhalten hat, sondern gerade wegen dieser Bedingungen. Die Entwicklung des Gangolfsrittes ist gut zu verfolgen, weil der Brauch – wie die meisten Pferdeprozessionen – noch recht jung ist. Er knüpft zwar an ältere Wallfahrtstraditionen an, die zur Zeit der Aufklärung jedoch unterdrückt und im 19. Jahrhundert schließlich eingeschlafen waren. Erst nach dem Ersten Weltkrieg war es, als in dem Neudenauper Pfar-



Der Neudenaauer Gangolfsritt, eingeführt 1923, mit den seit 1936 mitwirkenden Wimpelträgern in historischen Kostümen.

Foto: Straßer, Neudenaau

rer Richard Aichele die Idee reifte, eine Pferdeprozession zur Gangolfskapelle neu einzuführen, wobei er u. a. an den berühmten Weingartener Blutritt als Vorbild gedacht haben mag (Aichele stammte aus dem unweit von Weingarten gelegenen Markdorf). Historisch-heimatpflegerische Interessen verbanden sich dabei mit religiös-pädagogischen, wofür die Zeit typisch war. Die Kriegserfahrungen und die Depressionen der Nachkriegszeit verfestigten im Bürgertum einen kulturellen Konservatismus, dem auch das Bauerntum in Abwehrstellung gegen städtische Entwicklungen zuneigte. Die Glaubensstreue und die Sittenstrenge der Altvorderen sollten neuen Halt geben in den Wirren der Zeit, und da diese Altvorderen Bauern waren, so bot eine Pferdeprozession die zumindest unbewußt empfundene Möglichkeit, sich

demonstrativ in bäuerliche Kulturtradition zu stellen. Zeit- und ortstypisch war die Besinnung auf bäuerliches Selbstverständnis<sup>19)</sup> als Reaktion auf die zunehmende Technisierung und Verstädterung mit all ihren Problemen. Daß Neudenaau gleichzeitig begann, sich zur Arbeiterwohngemeinde zu wandeln, förderte eher noch diese Tendenz, so daß sie alle Einwohner unterschiedslos in ihren Bann zog. Der Gangolfsritt wurde noch weiter ausgestaltet, Reiter in historischen Kostümen kamen hinzu und unterstrichen den Anspruch, mit dem Ritt die ehrwürdigen Traditionen der Stadt zu verkörpern und zu erhalten. Und diese Funktion ist ihm bis heute zugebracht. Gegen die Bedrohung ihrer Identität, mit der viele kleine Gemeinden zu kämpfen hatten oder erst haben, setzt er ein sichtbares Zeichen der Selbstbehauptung und

signalisiert einen höheren kommunalen Eigenwert, als ihn die wirtschaftliche und politische Situation der Stadt zu propagieren erlaubt. (Überlegungen zu Basis und Überbau der Kultur, speziell der Brauchkultur des deutschen Südwestens, betonten bereits den Kompensationscharakter der hier üblichen Schaubräuche<sup>20</sup>.)

Reaktionen gleicher Art führten andernorts zu vergleichbaren Ergebnissen, und den zeitlichen Ausgangspunkt gab erstaunlich oft ebenfalls die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ab, so daß den hier speziell sichtbar werdenden Zusammenhängen einmal systematisch nachgegangen werden sollte<sup>21</sup>. Im gleichen Jahr, in dem Neudenu seinen Gangolfsritt einführte, begann in der Stadt Bretten im Kraichgau die Geschichte des Peter-und-Pauls-Festes: 1923. Und wie man in Neudenu davon ausging, im Grunde nur alte, bis ins Spätmittelalter zurückreichende Traditionen wiederzubeleben, so auch in Bretten. Der Ursprung des Peter-und-Pauls-Festes soll 1504 gewesen sein, als Bretten im Bayerischen Erbfolgekrieg eine harte Belagerung ohne Schaden überstand und daran anschließend ein jährliches Erinnerungsfest eingeführt habe<sup>22</sup>). Nachweisbar ist ein älteres Volksfest der Brettenner Schützen-Vereinigungen, das nach der Revolution 1848 verboten worden war. Nach 75 Jahren erstand es als Peter-und-Pauls-Fest, wie es bis heute weit über Bretten hinaus bekannt ist, neu: mit großem historischem Festzug vor allem, in dem Bretten sich so darstellt, wie es sich selbst versteht und wie es von auswärtigen Gästen gesehen werden möchte. An Neudenu erinnern dabei nicht nur „Traditionalismus und Lokalismus“<sup>23</sup>), sondern auch das (hier allerdings nur beiläufige) Festhalten an bäuerlich-ländlichen Traditionen inmitten einer völlig veränderten Umwelt. Bretten – schon 1853 durch die Eisenbahn an Rhein- und Neckartal angeschlossen – ist verstärkt seit der letzten Nachkriegszeit aus einer Kleinindustrie- und Bauernstadt zu einem spezialisierten Industriezentrum geworden. Zum großen Festzug am Peter-und-Pauls-Fest aber gehören als

wichtige Gruppe die Schäfer (manchmal mit Schafen). Sie sollen an den Schäfersprung am St.-Laurentius-Tag erinnern: einen alten Brettenner Brauch zu der Zeit, als ebenda noch bedeutende Schafzucht getrieben wurde. Schäfer und Schäferinnen veranstalteten damals vor der Stadt einen Wettlauf, dem auf dem Marktplatz die Siegerehrung folgte. Auch der Schäfersprung wurde nach der 1848er Revolution nicht mehr fortgesetzt. Nach 1923 aber suchte man nach einer Wiederbelebung auch dieser Tradition<sup>24</sup>).

Bei allen genannten Veranstaltungen ist die Schauseite der Brauchübung immer wichtiger geworden: Repräsentation verlangt nach repräsentativen Brauchelementen. Daß dies gleichzeitig auf Kosten der inneren Substanz ging, trat nicht überall ins Bewußtsein, führte aber doch in Einzelfällen bei den Betroffenen zu aufschlußreichen Erkenntnissen und zu Konfliktfällen kennzeichnenden Charakters. Pferdeprozessionen wie die Neudenuer geben sich offiziell als rein religiöse Veranstaltungen aus (die anderen Motivationen wirken z. T. nur unbewußt, wenngleich um so stärker). Pferde sollen unter den Schutz eines besonderen Pferdepatrons gestellt und gegen Krankheiten gefeit werden. Die Betonung des äußeren Gepränges aber deutet auf eine ganz andere Interessenlage und ließ um 1970 dem Pfarrer von Freiburg-St. Georgen den dort veranstalteten Georgsritt<sup>25</sup>) verdächtig werden. Dieser Ritt war ebenfalls eine recht junge Angelegenheit und, 1928 auf Initiative von Dekan Kopf erstmals veranstaltet, lediglich an mündliche Überlieferungen geknüpft, die von Reiterprozessionen schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wissen wollten. Gleichwohl hatte sich der Georgsritt gut entwickelt, u. a. mit Hilfe eines Malteser-Reiterkorps (seit 1960) und mit Unterstützung kirchlicher Würdenträger. Mit dem zeitbedingten Ausbleiben der bäuerlichen Reiter und dem Einspringen von „Ersatzreitern“ sah Pfarrer Butscher jedoch dann den Verlust der religiösen Sinngebung verbunden. Er sah im Georgsritt eine folkloristische Veranstaltung

und wollte ihn konsequenterweise aus dem kirchlichen in den weltlichen Bereich verlagert wissen. Der Bürgerverein St. Georgen sollte für den Ritt eine neue Form finden und die Organisation übernehmen. Das Pfarrhaus wollte sich höchstens noch zu einer Pferdesegnung verstehen. Da aber einerseits der Bürgerverein die Übernahme der Trägerschaft ablehnte und sich andererseits zu einer schlichten Pferdesegnung, wie sie alternativ durchgeführt werden sollte, keiner der eingeladenen Pferdehalter (Reitschule Freiburg, Freiburger Bürgerwehr) die notwendigen Mühen machen wollte (!), war 1970 das Ende des Georgsrittes gekommen. Am Rande der Großstadt Freiburg hätte man dem „bäuerlichen“ Pferdebrauch eine gute Zukunft prophezeien mögen (wozu auch das allseits geäußerte Bedauern über das Abkommen des Rittes und die bis in die Presse hineingetragenen Auseinandersetzungen berechtigten): doch wie die „Initialzündung“ bei Einführung eines Brauches oft von einer Einzelperson ausgeht, so offenbar auch (bei gegensätzlich gelagerter Motivation) die Initiative zur Abschaffung eines Brauches.

Betrachten wir die geschilderten Veranstaltungen noch einmal zusammenfassend unter dem Gesichtspunkt unserer Brauchtumstypologie, so scheinen sie wechselseitig das Reagieren auf die gesamt-kulturelle Entwicklung zu bestätigen und als Brauchtumsfördernd zu unterstreichen. Als eine Variante dieses Brauchverhaltens lassen sich dann Darbietungen interpretieren, deren Träger und Akteure nicht nur zur eigenen Befriedigung wirken, sondern auch zur Befriedigung von Zuschauern, die innerlich nicht in gleichem Maße beteiligt sind, die z. T. von weit her kommen und am Brauchort vor allem ihrer Schaulust frönen. In der Tat sind die Grenzen zu unserem zweiten Brauchtumstyp fließend, denn auch Pferdeprozessionen, Volksfeste usw. ziehen ja in beträchtlichem Umfang Neugierige an, was nicht ohne Einfluß auf die Motivation der Brauchübenden und auf die Brauchgestaltung blieb. Von Brauchtum als Funktion der Massenkultur wird man aber erst dort sprechen

können, wo die Überlegungen dominieren, wie man den Schaubedürfnissen vor allem auswärtiger Besucher entsprechen kann, und wo diese Überlegungen zu Ergebnissen führten, die das Überkommene (z. T. bis zur Unkenntlichkeit) überformten. Brauchtümliche Darbietungen für Kurgäste, sogenannte „Heimatabende“ usw. bieten hier bezeichnendes Anschauungsmaterial, aber auch Veranstaltungen, die sich langsamer und unmerklicher von Bräuchen zu Schaubräuchen entwickelt haben oder wo das Eigeninteresse der Brauchträger und das Fremdinteresse der Zuschauer in einem gerade noch ausgeglichenen Verhältnis zueinander stehen. (Ohnehin ist es nicht leicht, das Umkippen dieses Verhältnisses zugunsten der Fremdinteressen exakt zu registrieren).

Beide zuletzt genannten Merkmale treffen auf eine Reihe fastnächtlicher Veranstaltungen zu: etwa auf diejenigen in Buchen im hinteren Odenwald, für die alljährlich mit großem Aufwand um Besuch geworben wird und die durch auswärtige Auftritte der „Huddelbätze“, durch Rundfunk- und Fernsehübertragungen, durch sommerliche Bühnenauftritte für Kurgäste usw. inzwischen so bekannt und gefragt sind, daß man bei den unternommenen Anstrengungen oft nicht mehr unterscheiden kann, ob es hier noch um das Vergnügen der Aktiven oder nur noch um das Vergnügen der Zuschauer geht. Die Entwicklung dieser Fastnacht, die ebenfalls mit Repräsentationsbedürfnissen in Zusammenhang steht, ist an anderem Ort schon dargestellt worden<sup>26</sup>). Im alemannischen Bereich lassen sich ähnliche Entwicklungen verfolgen.

Weithin bekannt ist heute als Narrenort Elzach: ein Städtchen im oberen Elztal, das auch sonst Brauchtümlich Bemerkenswertes aufzuweisen hat, z. B. das Blütenteppichlegen zu Fronleichnam durch den ganzen Ort, und das so erneut die Brauchfreundlichkeit umstrukturierter Gemeinden bezeugt. Auch Elzach war in den letzten Jahrzehnten tiefgreifenden Wandlungsprozessen unterworfen und wurde aus einem Bauern- und Handwerkerstädtchen zu einem

Ort auspendelnder Arbeiter, die ihr Gütchen allenfalls noch am Feierabend weiterbestellen und als Quartiergeber für Sommerfrischler dazuverdienen. Behauptet hat sich trotzdem (oder besser: gerade deshalb) das lokalspezifische Brauchtum, voran das fastnächtliche Treiben der bekannten Schuddige, wengleich hier von Anfang an auch ein von außen kommendes Interesse stimulierend gewirkt hat.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts beherrschte der Schuddig noch keineswegs in dem Ausmaß das Straßenbild, wie er es heute tut. Er war – so kann man noch den Erinnerungen alter Elzacher entnehmen – die nicht durchweg „salonfähige“ Fastnachtsverkleidung ärmerer Leute, die in diesem Aufzug betteln gingen oder auch nur sich einmal ausleben und austoben wollten. Bürgerliche Kreise distanzierten sich von diesem Treiben, bis dann städtische Erwartungen

bewirkten, daß es sich nicht nur erhalten, sondern im ganzen Ort ausbreiten konnte. Am Anfang dieser Entwicklung stand die Entdeckung des Narrenortes durch Friedrich Pfaff, der 1911 in der Zeitschrift „Alemannia“ einen ersten, als sensationell empfundenen Bericht über die „Fastnacht im Elztal“ veröffentlichte, über die Schuddige vor allem, die er als „außerordentlich altertümliche Masken“ vorstellte<sup>27</sup>). „Altertümlich“ hieß in romantischer Sicht zugleich „urwüchsig“ und naturnah, und so stellte auch Pfaff zu einem beigegebenen Foto fest: „Wer unbefangen das beigegebene Bild der Elzacher Schuddig betrachtet, kann wohl glauben, daß es südamerikanische Indianer bei einem religiösen Maskentanze darstelle“, und mit Entdeckerstolz setzte Pfaff den Elzacher Maskenbrauch dem Treiben primitiver Naturvölker gleich, indem er auch auf Literatur über indianische

*Die Elzacher Schuddig, wie sie Friedrich Pfaff 1911 erstmals in der „Alemannia“ vorstellte.*

(Reproduktion aus dieser Zeitschrift).



Maskentänze verwies und eine Basler Ausstellung in Erinnerung rief, bei der „eine Menge schweizerischer Masken zu sehen (waren), die ebenso wie diese Elzacher Vermummten fremden Naturvölkern anzugehören schienen“<sup>28</sup>). Will man einen Begriff, den Hermann Bausinger auf die moderne Vermischung in- und ausländischer Folklore geprägt hat<sup>29</sup>), in unsere Zusammenhänge übertragen, so könnte man sagen, daß hier „Binnenexotik“ entdeckt wurde: Exotisches nicht mehr jenseits des Meeres, sondern im Nachbardorf. Die Rolle des Fremdenführers übernahm dazu gerne die Volks- und Heimatkunde. Sogenannte „Fastnachtsausflüge“ für gebildetes Stadtbürgertum veranstalteten zu Pfaffs Zeiten die Ortsgruppen der „Badischen Heimat“ von Heidelberg aus zum Feuerradrollen nach Langental bei Hirschhorn<sup>30</sup>), von Freiburg aus zum Scheibenschlagen nach Emmendingen, Müllheim und Elzach<sup>31</sup>). Und nachdem Pfaff dringlich auch Besuche zum Schuddiglauf empfohlen hatte, dürfte bald auch hierzu der Fremdenstrom eingesetzt haben. Dies um so mehr, als Elzach in Hermann Eris Busse einen noch begeisterteren Propagandisten fand, der nicht müde wurde, das im Elztal Gesehene zu beschreiben<sup>32</sup>).

Es konnte nicht ausbleiben, daß dies in Elzach selbst Rückwirkungen hatte. Die zuteil gewordene Anerkennung einer größeren Öffentlichkeit wertete das Fastnachtsbrauchtum auch am Ort auf, so daß die hochgeachtete Narrenzunft gegründet werden konnte, und die von außen kommende Interpretation der Bräuche wirkte ebenda auf deren weitere Ausgestaltung ein. So scheint zwischen der Deutung „uralter dämonischer Maskenbrauch“ und der Entwicklung des Schuddig-Kostümes ein Zusammenhang zu bestehen. Die Schuddig-Maske war, wie auch auf dem alten Foto bei Pfaff zu erkennen ist, früher eher freundlich im Ausdruck, ein Hans-Wurst-Gesicht. Die Elzacher Maskenschnitzer<sup>33</sup>) entwickelten daraus immer stärker eine Dämonenfratze mit aufgebogenem Kinn und herabgezogener Nase. Durch die Verwendung hellroter Filzlappchen an Stelle

der früher üblichen Stoffreste von dunklerer Farbe verstärkte sich dann noch der teuflisch-dämonische Eindruck der Vermummung insgesamt. Dazu ließ die Nachfrage nach Brauchtum sozusagen das Angebot vergrößern. Ein längst abgegangener Brauch wie das „Bengelreiten“ des jüngsten örtlichen Ehemannes, den die unverheirateten Mädchen von seinem Sitz stoßen wollen und den die verheirateten Frauen verteidigen, wurde nach Erinnerungen der ältesten Einwohner wiederingeführt<sup>34</sup>) und findet seither (zuletzt 1971) alle sieben Jahre wieder statt. Mit dem Besuch auswärtiger Gäste wird in Elzach seither fest gerechnet, wovon u. a. die werbenden Anzeigen in der „Badischen Zeitung“ zeugen.

Daß im Rahmen der fastnächtlichen Veranstaltungen, die sich so neu formierten, auch noch das Ausleben von Eigeninteressen möglich ist, kann wohl nicht bestritten werden. Wohl aber ist festzuhalten, daß hier und andernorts diesem Ausleben die Grenzen inzwischen eng gezogen sind, weil städtische Erwartungshaltungen Brauchtum auf „altertümlich“ festnagelten und, inzwischen verinnerlicht, ihm nur noch die Möglichkeit ließen, sich quasi zurückzuentwickeln zu noch altertümlicheren Erscheinungsformen, nicht aber die Möglichkeit, aus örtlichen Bedürfnissen heraus neue Formen auszubilden. Sie wären nicht „historisch“, und mit diesem Begriff versucht heute auch eine Narrenzunft die andere zu übertrumpfen, wodurch Konfliktstoff angehäuft wird, der dem Fest des Frohsinns alles andere als zuträglich ist. Dies lehrt u. a. auch die Geschichte der „Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte“ (gegr. 1924), der laut Satzung nur Zünfte beitreten können, die historische Bräuche nachzuweisen in der Lage sind<sup>34a</sup>).

Eigen- und Fremdinteressen, von denen wir sprachen, bedürften noch genauerer Bestimmung. Daß die Schaubedürfnisse auswärtiger Zuschauer eine wichtige Rolle spielen, scheint klar, aber vermutlich greift dieser Erklärungsversuch noch zu kurz. Im Schaubedürfnis wirkt seinerseits – so läßt sich vielleicht interpretieren



*Das wiedereingeführte Bengelreiten an Fastnacht in Elzach, aufgenommen 1971.*

Foto: Assion

– die Suche nach unverfälschter „Natur“ inmitten einer immer unnatürlicher werdenden industriellen Umwelt, die Suche nach Kontrasterlebnissen zur Monotonie des modernen Alltags. Und diese Haltung fixierte bei den Aktiven ein Selbstverständnis, das ursprünglich Reaktion gegen gleichmacherische Zeittendenzen gewesen sein mag, das aber dann auch in Abhängigkeit von diesen Tendenzen fungierte, ja gerade dann zur eigentlichen Wirksamkeit kam: im Zusammenspiel zwischen Brauchübenden und Brauchbeobachtern.

Für die Richtigkeit dieser Interpretation können leicht andere Narrenorte zeugen, die einst das gleiche Bild wie Elzach, Buchen usw. zeigten, denen aber ein brauchstimulierendes Publikum fehlte und die daher eine ganz andere Entwicklung genommen haben. In der Regel sind dies abgelegene, bäuerlich gebliebene Ortschaften, für die Matthias Zender ein neues

volkskundliches Gesetz aufgestellt hat: Volksbräuche, die hier in einfacher Form überlebt haben, sind am meisten bedroht; es führt kein Weg zu festlicher Weitergestaltung, eher wird auf die alte Brauchform verzichtet und eine neue an ihre Stelle gesetzt<sup>35</sup>). Wo letzteres zutrifft, sind wir bei unserem dritten modernen Brauchtumstyp: Brauchtum als Imitation der Massenkultur. Gerade das Fastnachtstreiben bietet hierzu wieder treffende Beispiele. Es sei nur an die „massenhafte“ Verbreitung rheinischer Karnevalsbräuche erinnert, die seit etwa hundert Jahren im Gange ist und die ihren durchschlagenden Erfolg dann nach dem letzten Krieg erlebte. Prinzen- und Elferratsaufzüge, Prunksitzungen, Büttensreden, Ordensverleihungen usw.: das alles ist in großen Städten, vorab in Mainz und in Köln, entstanden, und es hat – von den Massenmedien popularisiert und indirekt zur Nachahmung empfohlen – in vielen

kleinen Orten das eigenständige Fastnachtsbrauchtum völlig ersetzt oder doch zumindest überformt. Diese Feststellung läßt sich sowohl im Fränkischen machen wie auch z. T. im alemannischen Bereich, auch wenn hier der Elferat „Narrenrat“ heißt. Man könnte hierzu wieder Einzelbeispiele anführen, doch genügt wohl der Hinweis, daß Stadtkultur auch hier eher Brauchtumsfördernd gewirkt hat und nicht – oder nicht nur – destruktiv. Denn man muß dazu bedenken, daß das ältere ortsübliche Brauchtum aus anderen Gründen oft ohnehin abgegangen wäre, und es läßt sich feststellen, daß der Karneval in viele kleinere Orte (z. B. im fränkischen Bauland), in denen die Fastnacht tot war, Leben gebracht hat. Daß der Karneval Älteres „verdrängt“ habe, diese Formulierung bringt das Geschehene nicht selten in eine verzerrte Perspektive und spielt Alt gleich Gut gegen Neu gleich Suspekt aus, statt danach zu fragen, was eigentlich sonst noch am karnevalistischen Treiben, das nun einmal populär ist, Kritik verdiente: die allzu sklavische Nachahmung der großstädtischen Vorbilder bis hin zur restlosen Verwaltung und Kontrolle des Humors zum Beispiel. Vorbehalte gegen den großstädtischen Brauchanstoß als solchen aber sollten gerade dem Volkskundler verdächtig sein, der aus der Brauchgeschichte, d. h. schon aus älterer Zeit, Ähnliches kennen mußte.

Gefährlicher scheint uns die „massenhafte“ Verbreitung gleichgearteter Bräuche dort zu sein, wo sie bewußt gelenkt ist und wo sich politische und kommerzielle Interessen, die immer impliziert sind, allzu dreist in den Vordergrund schoben. Ein Beispiel für politisch verordnetes Brauchtum gibt das Sonnwendfeuer ab, das durch eine Verordnung des nationalsozialistischen Reichsinnenministeriums vom 7. Juni 1933 allen Gemeinden vorgeschrieben wurde<sup>36)</sup> und sich auch im deutschen Südwesten, wo das ältere Johannisfeuer nur noch sehr vereinzelt anzutreffen war, verbreitete: als Bekenntnis zu „Volksgemeinschaft und Führer“, wie es damals hieß. Zu kommerziellen Zwecken wurden der „Muttertag“ und in jüngster Zeit der „Va-

lentinstag“ stark propagiert: beides von Amerika aus. Doch auch Proteste dagegen gibt es: gegen den „Muttertag“ machten 1974 die emanzipatorischen „Frauenforen in Deutschland“ entschiedene Front (u. a. mit öffentlichen Aktionen in Lörrach).

Für unseren vierten und letzten Brauchtumstyp freilich haben wir weniger spektakuläre Beispiele aus heutiger Zeit: für Brauchtum als Opposition zur Massenkultur. Gleichwohl verdienen die sich hier ergebenden Perspektiven ebenfalls Beachtung. Man spricht heute viel von „Gegenkultur“, von Interessen, die sich gegen die Fremdbestimmung der Massenkultur wehren, und man subsumiert unter diesem Begriff Protestlieder und Straßentheater, Demonstrationzüge und Teach-ins, Bürgerinitiativen und Abweichungen vom festgeschriebenen Ritual unserer Feiertage<sup>37)</sup> – alles sehr junge Erscheinungen, bei denen man sich scheut, schon von Brauchtum zu sprechen und wo dieses Wort der Spontaneität der Handelnden offenbar Unrecht tut, auch wenn sich Ansätze zu einer Institutionalisierung und Ritualisierung zumindest anzudeuten scheinen. Eindeutiger ist wohl die Tradition, in der auch diese Aktionen stehen. Hermann Bausinger erinnert an Äußerungen bürgerlich-demokratischer Kultur zur Zeit des Feudalismus und an die einstigen Bemühungen der Arbeitervereine um eine eigene, antibürgerliche Arbeiterkultur<sup>38)</sup>. Als oppositionelles Brauchtum wäre in diesem Zusammenhang die eingangs schon kurz erwähnte sozialistische Maifeier zu nennen, 1889 eingeführt und als autonomer Ausdruck proletarischer Gegenöffentlichkeit verteidigt, ehe sich auch hier nivellierende Einflüsse geltend machten und den Maifeiertag als allgemeinen Tag der Arbeitsruhe und des Wanderns vereinnahmten<sup>39)</sup>. Daß auch oppositionelles Brauchtum hochpolitische Züge haben konnte, insofern im Zentrum öffentlicher Auseinandersetzungen stand und bewußten Attacken ausgesetzt war, zeigt dieses Beispiel ebenfalls. Weniger gefährdet waren und sind oppositionelle Brauchformen traditioneller Art, die in größere Brauchveranstal-

tungen eingebunden sind, aber nicht unbedingt mit diesen zusammen umgeformt werden mußten. Bausinger schreibt: „Was in den manchmal verzweifelten Anstrengungen von Straßentheatern angestrebt wird, das war bei uns im Südwesten in manchen traditionellen Formen schon teilweise verwirklicht: in den improvisierten Szenen von Fastnachtscliquen, in ironischen Predigten, die in Jahreszeitspiele (zum Beispiel in das Wurmlinger Pfingstspiel) eingebaut waren, und in anderen Arten institutionalisierter, aber keineswegs erstarrter Kritik.“<sup>40)</sup> Hier bietet sich noch immer die brauchtümliche Möglichkeit, Eigeninteressen zu artikulieren. Der sogenannte politische Karneval rheinischer Prägung, auf den sich dessen Funktionäre viel zu gute halten, kann indessen kaum noch hier eingeordnet werden. Er spekuliert auf Publikumswirksamkeit in bequemer Richtung, reproduziert bei Büttensreden usw. die gängigen Vorurteile (gegen Studenten, gegen Linke, gegen Ausländer usw.) und verzichtet, indem er es mit niemand verderben will, auch auf die Vermittlung von Denkanstößen. Gewiß bietet „Brauchtum in Baden heute“ – das sei abschließend hervorgehoben – immer noch ein vielgestaltigeres Erscheinungsbild, als es unsere Typologie erfassen konnte. Dennoch schien es an der Zeit, mit einer systematisierenden Brauchbetrachtung offener Blickrichtung auch hier wenigstens zu beginnen, statt sich weiter – wie es noch oft genug geschieht – in die Sammlung vieler Einzelbelege und in eine mythologische Vorvergangenheit<sup>41)</sup> zu verlieren, die keinen Bezug mehr hat zur aktuellen Wirklichkeit und Mitmenschlichkeit.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vgl. die volkskundliche Blütenlese bei *Gustav Schöck*, Sammeln und Retten, Anmerkungen zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie, in: Abschied vom Volksleben (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27), Tübingen 1970, S. 85 ff., sowie bei *Rudolf Schenda*, Einheitlich – urtümlich – noch heute, Probleme der volkskundlichen Befragung, ebenda, S. 124 ff.

<sup>2)</sup> *Ina-Maria Greverus*, Zu einer nostalgisch-retrospektiven Bezugsrichtung in der Volkskunde, in: Hessische Blätter für Volkskunde 60, 1969, S. 11 ff. – Zur Heimatkunde vgl. *Alfred Oberlack*, Schulbücher unter dem Dreschflegel, Bad Godesberg 1965; *Jörg Ehni*, Das Bild der Heimat im Schullesebuch (Volksleben 16), Tübingen 1967. – Zur kulturellen Situation allgemein: *Friedrich Sengle*, Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur, in: Studium generale 16, 1963, S. 619 ff.

<sup>3)</sup> *Wilhelm Heinrich Riehl*, Land und Leute, 8. Aufl. Stuttgart 1883, S. 279.

<sup>4)</sup> *Richard Weiß*, Sozialistische Maifeier und Volksbrauch, in: Schweizerische Monatsschrift „Du“ 3, Nr. 5 (Mai), S. 56 ff.

<sup>5)</sup> *Will-Erich Peuckert*, Volkskunde des Proletariats, Band 1 (Schriften des Volkskundlichen Seminars der Päd. Akademie Breslau 1), Frankfurt a.M. 1931. Siehe auch dens., Probleme einer Volkskunde des Proletariats, in: Zeitschrift für Volkskunde 55, 1959, S. 11 ff.

<sup>6)</sup> *Hans Moser*, Vom Folklorismus in unserer Zeit, in: Zeitschrift für Volkskunde 58, 1962, S. 177 ff.; ders., Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde, in: Hessische Blätter für Volkskunde 55, 1964, S. 9 ff.

<sup>7)</sup> *Hermann Bausinger*, Zur Kritik der Folklorismuskritik, in: Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart (Volksleben 14), Tübingen 1966, S. 61 ff.

<sup>8)</sup> *Herbert Schwedt*, Industrialisierung und Brauchtum. Zu den Determinanten der Volkskultur, in: Populus revisus (wie Anm. 7), Tübingen 1966, S. 29 ff. Zur allgemeinen Problematik vgl. auch *Rudolf Braun*, Industrialisierung und Volksleben, Erlenbach-Zürich-Stuttgart 1960.

<sup>9)</sup> Für den Odenwaldbereich siehe indessen *Peter Assion*, Brauchtum im Wandel – Beobachtungen aus dem hinteren Odenwald, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften, Breuberg-Bund-Sonderveröffentlichung 1972, Breuberg 1972, S. 1 ff.

<sup>10)</sup> Vgl. etwa *Günther Löhr*, Brauchtum in Feudenheim, in: Feudenheimer Hefte 3, Mai 1972, S. 35 ff. Dort auch aus Feudenheim, Seckenheim und Ilvesheim Ergänzendes zu der Neuentwicklung des Kerwe-Brauchtums, auf die *Heinz Schmitt* aufmerksam gemacht hat: ders., Odenwälder Kerwe. Beobachtungen zum Wandel brauchtümlicher Veranstaltungen, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes usw. (wie Anm. 9), S. 29 ff.

<sup>11)</sup> *Theodor Brauch*, Lätarebrauchtum am bayrisch-badischen Untermain, im östlichen Odenwald und Bauland, Diss. Würzburg o.J. (1970); *Heinz Schmitt*, Sommertagsbrauch in der alten Kurpfalz

und in Weinheim an der Bergstraße, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten, Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 231 ff.

<sup>12)</sup> Löhr (wie Anm. 10), S. 38.

<sup>13)</sup> Vgl. Assion (wie Anm. 9), S. 9.

<sup>14)</sup> Siehe Heinz Schmitt, Volksbrauch und Verein, in: Badische Heimat 54, 1974, S. 271 ff.

<sup>15)</sup> Vgl. Liese Bebr, Volkskundliches aus Mannheim und seinen Vororten, in: Badische Heimat 14, 1927 (Jahresheft „Mannheim“), S. 277 ff. (mit Abb.). Ergänzend für Ludwigshafen und seine Vororte: Karl Kleeberger, Das Martiniweibchen in der Pfalz, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 6, 1932, S. 42 ff. Den Titel seines Aufsatzes mußte Kleeberger gleich in den ersten Sätzen einschränken: nicht das pfälzische Hinterland, sondern nur die Großstadt (!) kennt (noch?) den Brauch. – Siehe auch Löhr (wie Anm. 10), S. 36 ff.

<sup>16)</sup> Schwedt (wie Anm. 8), S. 40.

<sup>17)</sup> Hermann Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt, Stuttgart 1961, passim; ders., Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse (Das Wissen der Gegenwart, Reihe: Geisteswissenschaften), Berlin-Darmstadt o. J. (1971), passim; ders., Volkskultur in Württemberg, in: Volkskultur in Württemberg, Begleitheft zur Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, Stuttgart 1974, S. IV ff.

<sup>18)</sup> Vgl. Peter Assion, Die Neudenauer Gangolfsmirkel, in: Badische Heimat 49, 1969, S. 311 ff.; ders., Gangolfsritt in Neudenau, Textheft zu Film E 1691/1975 des Instituts für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen 1975.

<sup>19)</sup> Dies hebt auch Gottfried Korff, Zur Heiligenverehrung in der industriellen Gesellschaft, in: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 76 hervor mit dem Hinweis, daß eine Reihe oberschwäbischer Pferdesegnungen ebenfalls erst nach dem Ersten oder auch Zweiten Weltkrieg eingeführt wurde.

<sup>20)</sup> Utz Jeggle und Gottfried Korff, Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. Ein Beitrag zur Kulturökonomie, in: Zeitschrift für Volkskunde 70, 1974, S. 55 f.: „Der für die klein- und mittelstädtischen Volks- und Heimatfeste bezeichnende Konnex von Lokalismus und Traditionalismus, der sich meist in biedermeierlichem Aufzug präsentiert und so bis heute den Chargen-, Kostüm- und Requisitenbestand der Entstehungszeit eingefroren hat, läßt sich wesentlich auf ökonomische Zusammenhänge der frühen Industrialisierung zurückführen...“

<sup>21)</sup> Dabei wäre die Betonung des „Heimatlichen“ in allen Lebensbereichen mit zu berücksichtigen. Bezeichnend ist z. B. auch, wie sich ab 1919 die Heimatbeilagen der Tageszeitungen sprunghaft vermehrten. Vgl. Hans Heinke, Die Heimatblätter der deutschen Tageszeitungen, in: Archiv für Bibliographie, Buch-

und Bibliothekswesen 2, 1929, S. 172 ff., bes. S. 191 f. <sup>22)</sup> Rudolph Groll, Zur Vorgeschichte des Peter- und-Pauls-Freischiefen, in: Der Pfeiferturm, Nr. 1, 1938, S. 3; Benita Luckmann, Politik in einer deutschen Kleinstadt (Soziologische Gegenwartsfragen, Neue Folge 35), Stuttgart 1970, S. 224 ff. (mit eingehenden Untersuchungen zum heutigen Verlauf des Festes).

<sup>23)</sup> Die beiden Begriffe führte Benita Luckmann (wie Anm. 22), S. 224 ein.

<sup>24)</sup> Siehe ebenda, S. 227 f.

<sup>25)</sup> Zu diesem vgl. Johannes Künzig, Volkskunde des Landkreises, in: Freiburg im Breisgau, Amtliche Kreisbeschreibung, Band 1, Freiburg i. Br. 1965, S. 503: „In St. Georgen bei Freiburg findet am Georgstag eine feierliche Benediktion der Pferde statt. Nicht nur aus dem Breisgau, sondern auch von den angrenzenden Schwarzwaldtälern und vom Kaiserstuhl kommen die Bauern und auch andere Pferdebesitzer mit ihren festlich geschmückten Rossen.“

<sup>26)</sup> Assion (wie Anm. 9), S. 12–14.

<sup>27)</sup> Friedrich Pfaff, Fastnacht im Elztal, in: Alemannia 39, 1911, S. 122 ff.

<sup>28)</sup> Ebenda, S. 126 f.

<sup>29)</sup> Bausinger, Volkskultur in der technischen Welt (wie Anm. 17), S. 93.

<sup>30)</sup> Vgl. Eugen Febrle, Ein Fastnachtsausflug nach Langenthal (in Hessen), in: Badische Heimat 3, 1911, S. 50 ff.

<sup>31)</sup> Pfaff (wie Anm. 27), S. 123 f.

<sup>32)</sup> Hermann Eris Busse, Die Elzacher Fastnacht, in: Mein Heimatland 13, 1926, S. 11 ff. (hier S. 22 der bemerkenswerte Hinweis, daß „manche ehrenwerte Bürger“ beim tollsten Treiben dabei seien); ders., Alemannische Volksfasnacht, 2. Aufl. Karlsruhe o. J. (1939), bes. S. 40 ff., und weitere kleinere Arbeiten des gleichen Verfassers.

<sup>33)</sup> Zu diesen siehe Busse (wie Anm. 32) sowie Peter Assion, Der Maskenschnitzer von Elzach, in: Der Schwarzwald 1973, Heft 1, S. 4 ff.

<sup>34)</sup> Vgl. Busse, Volksfasnacht (wie Anm. 32), S. 50 und Abb. S. 30–32.

<sup>34a)</sup> Vgl. Alfons Wiesinger, Fünfzig Jahre Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte (Schriften der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte 1), Hüfingen 1974.

<sup>35)</sup> Matthias Zender, Der Volksbrauch in der heutigen Zeit, in: Der Deutschunterricht 15, 1963, S. 15 f.

<sup>36)</sup> Matthias Zender, Volksbrauch und Politik. Lichterzüge und Jahresfeuer von 1900 bis 1934, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 38, 1974, S. 355 ff., bes. S. 367 ff.

<sup>37)</sup> Siehe hierzu Hartwig Heine, Tabuverletzung als Mittel politischer Veränderung, in: Das Ende der Höflichkeit. Für eine Revision der Anstandserziehung, München 1970, S. 115 ff.

<sup>38)</sup> *Bausinger*, Volkskultur in Württemberg (wie Anm. 17), S. X.

<sup>39)</sup> Vgl. *Gottfried Korff*, Arbeiterkultur als Forschungsgegenstand, in: Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft, Sonderdruck aus *Attempo*, Heft 49/50, 1974, S. 16 ff.

<sup>40)</sup> *Bausinger*, Volkskultur in Württemberg (wie Anm. 17), S. X.

<sup>41)</sup> So jüngst wieder *Albert Reinhardt*, Brauchtum im Schwarzwald, Karlsruhe 1971, mit unzeitgemäßen Einzelbetrachtungen und vielen fragwürdigen Deutungen.

---

## Aphorismen

*Es ist gar nicht so leicht,  
Sich immer gut zu sein,  
Oft, wenn das Ziel erreicht,  
Stellt man sich selbst ein Bein.*

\*

*Es ist nicht immer klug,  
Gemach dahin zu geh'n;  
Der Feinde sind genug,  
Die lauernd Dich umsteh'n.*

*Es ist nicht jeder gut,  
Den tugendsam man preist;  
Die Sünde gärt im Blut,  
Das durch die Herzen kreist.*

\*

*Nur, wer die eig'ne Spur,  
Sein gierig „ich“ bewacht,  
Weiß, daß die Kreatur  
Stets auf sich selbst bedacht.*

*Arthur Trautmann*

## *Das Recht der Jugend*

*Das Recht der Jugend, laßt es gelten;  
Sie will ihr Spiel nach eig'nem Stil.  
Ihr Weltbild spiegelt viele Welten  
Und jede Welt verlockt als Ziel.*

*Auch sie wird im Erleben reifen  
Und suchen ihren guten Pfad,  
Laßt froh sie nach den Sternen greifen,  
Schon morgen ruft die Pflicht zur Tat.*

*Zwingt nicht die Jugend in die Schranken,  
Frei will ihr Feuergeist gedeih'n,  
Ihr Menschheitsglaube würde wanken,  
Kann sie nur Norm und Masse sein.*

*Heiß rinnt das Blut ihr durch die Adern,  
Zu dienen ihrem Ideal,  
Nichtswürdig heißt sie Haß und Hadern  
Und setzt der Liebe ein Fanal.*

*A. Trautmann*

# Villinger Fastnacht – Villinger Maskenkunst

*Hans Brüstle, Villingen*

Nach den großen Erschütterungen im Verlaufe unseres Jahrhunderts stehen wir heute vor der Frage, wieweit Brauchtum und Heimatverwurzelung, Angestammtes und Angewohntes in einer weithin veränderten und sich rasch verändernden Welt noch Lebensrecht erwarten können. Im engeren Bereich gilt diese Frage für die Fastnacht in unseren Dörfern und Städten, im besonderen hier für die altüberlieferte Fastnacht in der Stadt Villingen (heute Stadtteil von Villingen-Schwenningen).

Mittelpunkt dieser traditionellen Fastnacht war zweifellos bis zur Jahrhundertwende die Figur des Narro. Muß er, wie so vieles andere, einer

neuen Gesellschaftsordnung, der fortschreitenden Technisierung unserer Lebensordnungen weichen? Stellt diese alte, in unserer süddeutschen Landschaft fest verwurzelten Brauchtumsfigur heute nur noch eine hoffnungslos veraltete, „historische“ Gestalt dar?

Wir können heute rückblickend sagen, daß dies zumindest für den Narro nicht zutrifft. Im Gegenteil, es ist ihm gelungen, sich im Wandel der Zeit überraschend gut zu behaupten. In den vergangenen Jahrzehnten ist es immer deutlicher geworden, daß wir es bei ihm nicht mit einer historisch aufgeladenen Scheinpuppe zu tun haben, sondern mit einer auch für unsere Zeit

*Glatte Maske, Ende 18. Jh., Bildhauer unbekannt, vielleicht ein Vorläufer des „Ölmüller“.*

*Dominik Ackermann – glatte Maske (sog. Ölmüller).*





*Surhebel*

Robert Neukum



Sog. *Murbili* (Frauenmaske) Dominik Ackermann

aktuellen Gestalt von enormer innerer Vitalität bei aller historischen Verhaftung an frühere Jahrhunderte. Dies verdankt er dem Umstand, daß seine Organisation, die „Zunft“, für ihn ein fester Kristallisationskern geworden ist, der seinem einzelgängerischen Wesen Halt und Stütze zu geben vermochte. Das Ergebnis dieser Entwicklung zeigte sich an den wachsend hohen Mitgliederzahlen und der starken Teilnahme an den beiden Fastnachtsumzügen.

Es gibt drei Gruppen von Narros mit jeweils andersartigen Brauchtumsfunktionen: den Narro und Stachi, die Wueschtgruppe und die Butzeselgruppe. Sie alle tragen Holzmasken, „Schemen“. Diese Masken sind nicht konform, sondern zeigen eine reiche Palette großer Vielgestaltigkeit. Die Variabilität in der äußeren Gestaltung überschreitet jedoch gewisse Grenzen nicht. Es gibt Schemen, die mehr den gediegenen handwerklichen Typ verkörpern und an-

dere von ausgesprochen künstlerischem Charakter.

Wir unterscheiden nach der Art der Herstellung drei Maskenarten: 1. die glatte Scheme, die wiederum ein Kurz-, Mittel- oder Langschnitt sein kann, 2. den sogen. Surhebel und 3. das Murbili, eine weibliche Maske.

1. Die glatte Maske stellt typisierend das menschliche Gesicht dar, ohne Bezug auf Alter oder Lebenssituation. Die älteste der uns erhaltenen glatten Masken reicht in die Mitte des 18. Jh. zurück, also noch in die Barockzeit. Die Gesichter dieser Art haben unverkennbaren Puttencharakter. Erst am Ausgang des 18. Jh. treten die ersten Schnitzer aus ihrer Anonymität. Es sind Villinger Laienschnitzer. Manche Masken dieser Periode zeichnen sich durch eine geringe Tiefe aus. Man nennt sie daher, weil sie flach aussehen, „Brettleschemen“. Auf der Baar, vor allem in Donaueschingen, Hüfingen,

Bräunlingen trägt der „Hansele“ (so heißt er dort) derartige barockähnliche Schemen.

Um die Wende des 18. zum 19. Jh. trat in Villingen allerdings eine Wende ein. Aus den Händen eines hochbegabten Schnitzers ging eine glatte Maske hervor, die alles, was bisher geschaffen worden war, weit hinter sich ließ. Die neue Maske verkörperte den Typus des menschlichen Gesichtes in fast abstrakter Schärfe. Die neue Scheme stellte ein der Wirklichkeit enthobenes und ihr doch verhaftetes Gesicht dar als Summe von vielen Gesichtern. So war mit der ersten Maske dieser Art ein Schnitzwerk von großer Anmut, aber auch von einer ahnungsvollen Hintergründigkeit entstanden, deren Ausstrahlung der Betrachter sich nicht leicht zu entziehen vermag. Der Schnitzer hieß Dominik Ackermann, Ölmüller und zugleich Bildhauer (1779–1839). Seine Masken heißen bis zum heutigen Tag „Ölmüller“.

Die zur gleichen Zeit lebenden Schnitzer (A. Schleicher) und die nachkommenden, wie Bildhauer Josef Ummehofer und Sohn, Steinhauermeister Sieber und Sohn, Holzdrechsler Leute sowie F. Moser, standen mit tüchtigen Arbeiten in der Nachfolge Ackermanns.

2. Der „Surhebel“ ist eine andere Ausbildung der Villingen Maskenkunst. Im ersten Wortteil ist das mundartliche „sur“ = sauer enthalten. Im Gegensatz zur glatten Maske symbolisiert der Surhebel eine konkrete Situation, nicht selten mit karikaturhafter Übertreibung ins Dämonisch-Fratzenhafte oder Komische. Bildhauer Robert Neukum (s. Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land, 1969, S. 139) war ein hervorragender Vertreter unter den Surhebel-schnitzern. Von ihm gibt es nur wenige Masken, diese aber von ausgesprochen künstlerischem Wert.

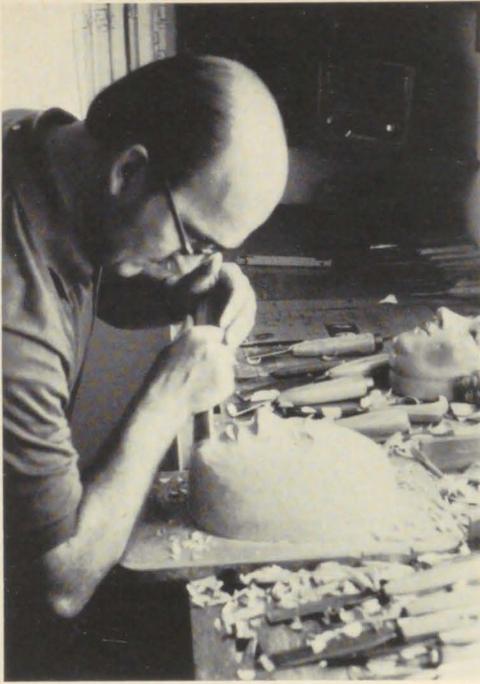
3. Als weibliches Gegenstück zum Narro bzw. Stachi hat sich das „Murbili“ seit der Jahrhundertwende eine immer stärker werdende Geltung zu verschaffen gewußt. Ein sehr gutes Stück, das glücklicherweise noch erhalten ist und zugleich wohl auch die älteste bekannte

Frauenmaske, stammt von dem schon erwähnten Dominik Ackermann, dem Ölmüller. Sie läßt interessante Vergleiche zu mit seinen glatten Schemen. Wie diese ist sein Murbili stark typisierend gearbeitet, so daß eine Art von geschlechtsloser Maske entstand, mehr Theatermaske als Fastnachtsgesicht, voll starkem Ausdruckswert in der Behandlung von Fleisch und Haut. Der rätselhaft geöffnete Mund scheint zu sprechen oder eben gesprochen zu haben. Ein stark mythischer Einschlag macht sich bemerkbar, ein Bezug auf allerfrüheste Zeiten. Sie ist das Villingen Urmurbili.

Die Villingen Maskenkunst des letzten Jahrhunderts ist zwar dem Fastnachtsbrauch entsprungen. Hier sind ihre Wurzeln verankert. Darüber hinaus aber ist festzustellen, daß sie in ihren besten Schöpfungen Kunstwerke hervorgebracht hat, die eigenwertige künstlerische Wirkung ausstrahlen. Insofern kann man von zwei Höhepunkten der Villingen Masken-

*Villingen Narro mit Alt-Villingerin, Ölbild. K. Merz*





*Manfred Merz bei der Arbeit*

schnitzerei sprechen. Der erste stellt sich dar in den Schöpfungen des Ölmüllers Dominik Ackermann. Er hat sich an der „glatten“ Maske bewährt. Der zweite Höhepunkt, hundert Jahre später, ist verbunden mit dem Namen des Bildhauers Robert Neukum. Die Eigenwilligkeit und Stärke seiner Aussage kann nicht übersehen werden. Sie unterscheidet sich von anderen zeitgenössischen Maskenschöpfungen dadurch, daß sie der situationsbedingten Komik ausweicht und angesiedelt ist im Reiche des Schreckhaft-Unfaßbaren, dem Dämonischen, wo einem das Lachen dann vergeht. Mit Neukum, der 1972 hochbetagt in seiner Heimatstadt verstarb, schließt eine Epoche der Villingener Maskenkunst ab.

Aber damit war die Maskenschnitzerei nicht zum Aussterben verurteilt. Jüngere Kräfte traten nach 1945 mehr und mehr an die Stelle der alten Meister.

Unter ihnen soll hier vor allem Manfred Merz

erwähnt werden, der nunmehr auf eine produktive Tätigkeit als Bildhauer von rd. einem Vierteljahrhundert zurückblicken kann. Merz stammt aus einer Familie, die väterlicherseits in Unterbaldingen auf der Baar beheimatet war. Zwei Brüder haben sich in der Kunst ausgezeichnet. Der eine war der Baarmaler Karl Merz († 1970), der, aus der Trübner-Schule stammend, die Landschaft der Baar in seinen Bildern eingefangen hat. Er war auch ein bedeutender Porträtmaler. Dem Villingener Narro hat er in einem fast lebensgroßen Gruppen-Ölbild ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

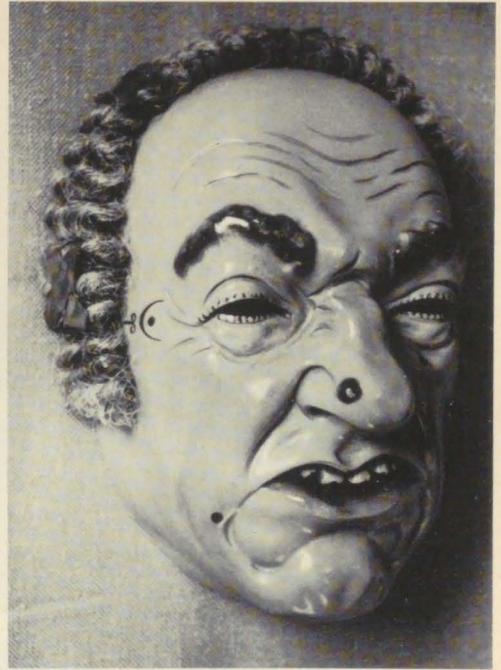
Sein Bruder Eugen Merz, der Vater von Manfred, ließ sich in Villingen nieder und gründete hier eine Bildschnitzerwerkstatt. Viel hat das Stadtbild Villingens dem Bildhauer Eugen Merz zu verdanken. Die Figuren, die heute die Brunnen der Innenstadt zieren, stammen aus seiner Werkstatt: der Villingener Held Romeias, die Radmacher Wette, die Alt-Villingerin, die Trachtenträgerin aus der Baar und als Krönung dieser Figurenreihe: den Brunnennarro in der Oberen Straße.

Manfred Merz trat in die Nachfolge seines Vaters. Er hat dessen Wirkungsbereich um einen wesentlichen Sektor erweitert. Die Atmosphäre der Villingener Fastnacht mit ihrer prächtigen Entfaltung von Farben und Formen hat es ihm angetan. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat der damals Zwanzigjährige als Maskenschnitzer begonnen und es darin zur respektablen Meisterschaft gebracht. Ein Vielschnitzer ist er dabei nicht geworden. Er läßt sich Zeit, auch wenn die Besteller drängen. Denn was er an Zeit verliert, gewinnt er an Qualität. Um so erstaunlicher ist trotzdem der Umfang seiner Produktivität, die sich im Laufe der Jahre allen drei Schemenarten zugewandt hat. Ihnen gilt gleichermaßen seine Liebe, obwohl er sich selbst bewußt als künstlerischer Nachfahre des Ölmüllers Dominik Ackermann sieht, dessen glatte Maske ihm Vorbild geworden ist, ein hohes Ideal, dem er nachstrebt.

Hatte sich die Villingener Maskenschnitzerei bisher darauf verlegt, die nicht glatte Maske, den

Surhebel, vorwiegend entweder nach der drohend-dämonischen oder nach der mehr situationsbedingten komischen Seite zu gestalten, so hat Merz auch den hinterhältig lächelnden, den satirischen und ironischen Surhebel in seine Arbeit einbezogen. Zweifellos kam diese Variante dem Bedürfnis seiner Schaffenskraft entgegen, an den vielgestaltigen Formen des Surhebels sein ganzes schnitzerisches Können zu zeigen. Neben den althergebrachten dämonischen Surhebel, wie ihn Neukum noch konzipiert hatte, trat ein nun etwas freundlicherer, weniger mystischer aber nichtsdestoweniger gleich ausdrucksvoller Surhebel als echte Strahlmaske. Auch Merzens „Murbili“-Maske zeigt alle Zeichen eigenwilliger Phantasie. Sie ist eine Fortentwicklung des herkömmlichen Typs. Aber mehr als bisher tritt das Pfiffig-Schelmische an dieser Maske hervor und verleiht ihr einen unverwechselbaren Charakter und besonderen Charme.

Die Villingener Maskenschnitzer können mit Ge-

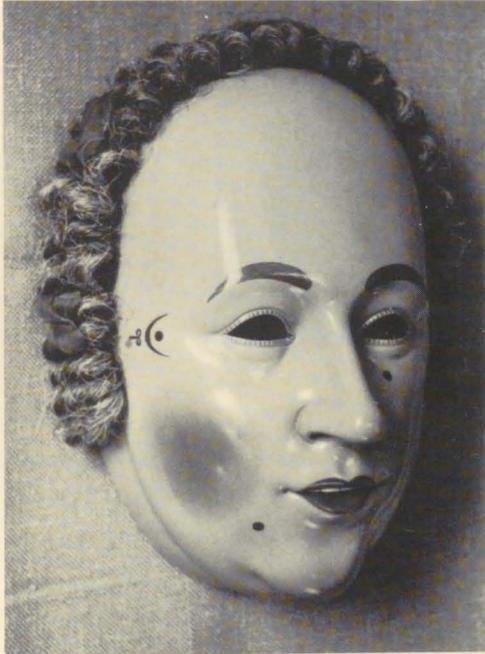


*Surhebel*

Manfred Merz

*Glatte Maske*

Manfred Merz



*Murbili*

Manfred Merz





*Masken von  
Manfred Merz*

*Gruppenbild: Narro,  
Murbili  
und Surbebel.*

nugtung feststellen, daß das Bedürfnis nach Schemen im Wachsen ist. Alle diese Masken sind als Sprechmasken gedacht. Es gehört mit zur Kunst des Maskenschnittens, eine dünne, leichte Maske mit resonierender Wandung herzustellen. Merzens Masken sind dafür bekannt, daß sie diese Eigenschaft besitzen, denn sie sol-

len ja in erster Linie freies Sprechen nicht nur ermöglichen, sondern durch die Resonanz des Holzes den Ton etwas verfärben.

Dieses Sprechen nennt man hier „Strählen“, was so viel bedeutet, aus dem, was über einen Gesprächspartner bekannt ist, das jeweils Passende herauszusuchen und auf humorvolle

Weise mit der nötigen Pointe an den Mann zu bringen. Daß neue Variationen in der Gestaltung der Maske dazu beitragen können, zeigen die Arbeiten von Manfred Merz. Die Entwicklung in der Maskenschnitzkunst ist nicht abgeschlossen. Wenn sie behutsam weitergeführt wird, kann sie nur daran profitieren. Manfred Merz kann hierzu wegweisend wirken.

Durch das sogenannte Strählen ist auch heute noch, wenn auch nicht ausschließlich, das Brauchtumsbild des Narros weitgehend bestimmt. Der Ton der Stimme, die aus der hölzernen Maske tönt, vereint sich mit dem Gang und dem gesamten übrigen Gehabe dieser Fastnachtsfigur vor dem Hintergrund der mittelalterlichen Stadt zu einer geschlossenen und unantastbaren Einheit. Allein schon der Maskenton mit seiner eigentümlichen Verfremdung kann bisweilen stellvertretend genommen werden für die Gesamterscheinung der Figur. Die Atmosphäre, die sie um sich verbreitet, stellt sich oft beim Anblick einer guten Maske wie von selbst ein. Mehrere Masken sind imstande, die Wirkung zu erhöhen. Sie scheinen aus sich selbst zu sprechen. Sie sind die Träger eines bedredten Schweigens.

Es herrscht in Villingen noch der Brauch, nach Dreikönig eine oder mehrere Masken an die Wand zu hängen. Bisweilen häufen sich die Masken kurz vor Fastnacht an einer Wand des einen oder anderen Gasthauses. Dann hört der gute Narro seine Schemen bisweilen sprechen, und er wiederum spricht mit ihnen.

So geschah es auch vor rund 20 Jahren einmal vor Fastnacht im Gasthaus zum Hirschen. Ein unbekannter Sonntagsabendgast hat damals seine stumme Zwiesprache mit der versammelten „Maskenschaft“ an der gegenüberbefindlichen Wirtshauswand im Gästebuch mit folgenden Distichen beschlossen:

Vor mir hängt ihr nun ihr glänzenden Masken  
der Fastnacht;  
neben dem glatten Gesicht funkelt der Dämon  
auch.

Doch wenn beim grauenden Morgen entfesselte  
Geister sich nahen,  
schwindet ihr hinweg aus der Nacht in den Tag.  
Blut und Fleisch verwandelt euch alle in re-  
dende Wesen,  
und die lebend'ge Kraft schenkt euch Sprache  
und Spruch.

---

## *Muettersproch*

*Muettersproch  
für alli glichlig,  
öb arm oder rich,  
groß oder chli,  
und allewil  
e so eifach und herzli  
wie ne Muetter  
mit ihner Chind.*

*Richard Gäng*

## *Die erste Rose:*

*„Es ist ganz still geschehen  
und niemand hat's gesehen,  
wie ich aus Traum und banger Nacht  
zu Duft und Leben bin erwacht.*

*Der Maiwind half, Tau, Pate war –  
doch tu nicht weiter fragen,  
ich bin noch hilflos, ach und scheu,  
zu selig um's zu sagen“!*

*Ida Pfeifer-Hofmann*

# Hisgier und „Uufertsbrütli“<sup>1)</sup>

Kaum bekanntes Brauchtum im Markgräflerland

*Sigrid Knecht-Lechner, Freiburg*

Eine knappe halbe Autostunde von Freiburg und wenige Minuten von Müllheim entfernt, wenn auch abseits der verkehrsreichen B 3, haben sich in einigen kleinen Weindörfern zu Füßen der rebenbewachsenen Vorberge des Markgräflerlandes bis heute Volksbräuche erhalten, die eigentlich nur dem „Eingeweihten“ bekannt sind. Jahr für Jahr finden sie in aller Stille statt als ein freudiges Erlebnis der Dorfbewoh-

ner, ohne Touristenschau und fotografisches Kreuzfeuer. Ja, es kann sogar sein, daß die Fremden in einer der behaglichen Gasthäuser sich dem Genuß des guten „Markgräfler“ hingeben, ohne zu ahnen, daß gerade der „Hisgier“, eine strohvermummte Gestalt, an einer Kette wie ein Tanzbär durchs Dorf geführt wird, oder das „Uufertsbrütli“ mit einer Gruppe weißgekleideter, blumengeschmückter

*Auggen: „Brautzug“ der Kinder am Himmelfahrtstag.*



*Auggen:  
Das „junge Paar“.*





*Auggen:  
Das junge Paar stellt  
sich am geschmückten  
Brunnen auf einen  
Blumenteppich, während  
die „Heischegruppe“ die  
Gaben einsammelt.*

Mädchen in einer Nebengasse unterwegs sind. Jahreszeitlich erstrecken sich diese Bräuche von der „Buurefasnet“, dem Sonntag nach Fastnacht, wenn als Symbol der höher steigenden Sonne die „Schiibe“, glühend gemachte Buchenscheiben, geschlagen werden, bis Pfingsten. Festliche Schwerpunkte sind – von Dorf zu Dorf verschieden – am Sonntag Lätäre, am Ostermontag und Himmelfahrt. Sie sind in die-

sem protestantischen Gebiet ein erwünschter Ausgleich für das fehlende, seit Einführung der Reformation für Protestanten verbotene Fastnachtsbrauchtum. Mit diesem haben die Markgräfler Bräuche immerhin enge Beziehung: Art der Maskierung, in heißem Fett gebackene Krapfen, Aufsagen von Sprüchen durch die Kinder, um beschenkt zu werden. Der Markgräfler „Hisgier“ ist typologisch ein Bruder



*Auggen:  
Hier sind zwei ursprüng-  
lich getrennte Bräuche zu  
einer Einheit verschmolzen  
(Brunnenkult und Him-  
melfahrtsbrautpaar).  
Der Brautzug umrundet  
den blumengeschmückten  
Brunnen.*

zum Zeller „Schilfnarr“, dem Singener „hoorige Bär“ und all den vermummten Zottelgestalten des alemannisch-schwäbischen Fasnetraumes, die auf den „wilden Mann“ zurückgehen. Nach alter Tradition wird in *Zunzingen* der älteste unter den 14jährigen – je nach dem Dorf – an Lätare, Ostermontag oder Himmelfahrt von ein paar (auserwählten) Buben in „Strau“ bis zur Unkenntlichkeit eingewickelt. Früher wurde dazu das biegsame Roggenstroh verwendet. Heute wird kaum noch Roggen angebaut. Daher nimmt man Weizenstroh, das etwa drei Tage wässern muß, damit es sich zu langen Zöpfen drehen läßt. Die Einkleidung geschieht in der Scheune. Als Schminker betätigt sich meist der vorjährige Hisgier, indem er das Gesicht des Jungen dick mit Ruß und Kalk beschmiert, ihm einen Zylinder aufsetzt und ihm eine glöckchenbehängte Kette umbindet. Wenn der so Maskierte nun mit einer 4–5 Meter langen „Ruete“, einer am Ende beblätterten Birkengerste, an einer eisernen Kette oder an einem Strohschwanz geführt durchs Dorf stolpert, verstecken sich angstvoll die kleinen Buben und Mädchen vor diesem Ungeheuer.

Diese Strohgestalt scheint eine sehr alte Tradition zu haben. Ihr Name läßt sich bis ins 13. Jh. zurückverfolgen. Seine Bedeutung wird jedoch schon seit langer Zeit nicht mehr verstanden. Die Silbe „gier“ ließe sich von g'hir-g'hür ableiten; „Geheuer“ und „Ungeheuer“ unserer Sprache hängt damit wahrscheinlich zusammen. Im Namen des „Schnabelgier“, einer Meersburger Fasnetgestalt kommt die Silbe ebenfalls vor. (Auch „gieren“, „gierig“, wahrscheinlich auch der „Geier“ gehörten in diesen etymologischen Zusammenhang.) „His“ könnte vielleicht mit „g'hutze“ (von hutzen = hochspringen) gedeutet werden. Somit könnte man die seltsame Bezeichnung „Hisgier“ mit „Spring-Ungeheuer“ oder „Spring-Geier“ übersetzen.

Brednich vermutet bei dieser Strohgestalt einen Zusammenhang mit einer mittelalterlichen Fastnachtsgestalt, die als Vogel verkleidet heischend von Haus zu Haus geht. Dieser alte



*Vögisheim: Die beiden verschleierte Bräute. Im Brautzug hat kein Junge etwas zu suchen.*

*Vögisheim: Das Verdoppelungsphänomen einer Brauchtumsfigur kommt öfters vor, vielleicht um ihr ein besonderes Gewicht zu geben.*





Zunzingen: Die „Heischegruppe“ des verschleierten „Ufertsbrütli“; auch die kleinen begleitenden Brautjungfern tragen einen schweren Blumenkranz.

Brauch verschob sich in protestantischen Gebieten auf „Ausweichtermine“, also auf Tage, die auch im protestantischen Kirchenjahr gefeiert werden.

In den einzelnen Orten werden ähnliche, aber doch etwas verschiedene Sprüche von den Buben aufgesagt, um die Hausfrauen zum Schenken von Eiern, Brot und Butter (Anken) aufzufordern.

*In Laufen*  
(Ostermontag)

Hiri hari heiri  
d'r Hisgier isch e Beieri (= lebhaftes, übermütiges Wesen)  
d'r Hisgier isch e bravi Ma,

möcht gern Eier un Anke ha.  
Hisgier, due uffgumpe! (= hochspringen)

*In Zunzingen*  
(Himmelfahrt)

D'r Hisgier isch e bravi Ma,  
er hätt gern Eier un Anke,  
er hört das Hühnli singe,  
d'Lütt solle ihm Eili bringe,  
Er hört das Türli gaare (= quietschen)  
d'Lütt solle de Ankehafe uusschare (= auskratzen)  
Er hört das Fäßli rumple,  
d'r Hisgier soll uffgumpe!

Nun muß die unförmige Strohgestalt dreimal in die Höhe hüpfen. Dann kommt die Bäurin und legt Eier, Butter usw., auch etwas Geld in den mitgeführten Leiterwagen oder in die Sammelkörbe. Das Geld – übrigens ist Geldsammeln sehr jungen Datums – wird vom Hisgier als Chef der Bubentruppe am Ende des Festes verteilt, und zwar in der Höhe abgestuft nach dem an der „Buurefasnet“ bewiesenen Arbeitseifer beim Holz sammeln.

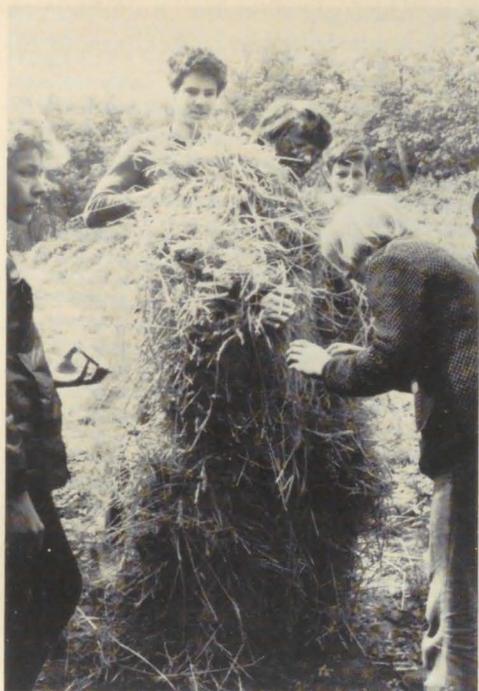
Um die Scheiben glühend zu machen, ist ein Feuer nötig. Da Fallholz rar ist, sammeln die Buben bei den Dorfleuten mit folgendem Spruch:

Isch e bravi Frau im Huus  
git sie au e Welle us.

Wird kein Holz geschenkt, dann gibt die Frau vielleicht ein bis zwei Mark als Ersatz.

Am Schluß der Sammelaktion findet bei der Hisgiermutter ein Festschmaus mit gebackenen Eiern oder Krapfen statt.

*In Augen* hat sich ein reizender *Himmelfahrtsbrauch* erhalten, der sich mit einem anderen Brauch, einer Brunnenverehrung verbindet. Auch erzählt eine Legende (mündlich überliefert!) folgendes: während der Hugenottenkriege wurde eine hübsche Nonne bis zur Erschöpfung von Soldaten verfolgt. Sie bricht zusammen und fleht Gott um Hilfe an. Da spru-



Zunzingen: Der „Hisgier“ wird von den Buben „eingekleidet“.

Links ein Bub mit der rußgefüllten „Schminkdose“.



Zunzingen: Der rußbeschierte, in eine unförmige Strohfigur verwandelte Hisgier wird mit einem Zylinder und einem Schellenband geziert.

delt plötzlich neben ihr ein Quell hervor. Sie stärkt sich und wird gerettet. Die Quelle wurde als Brunnen gefaßt.

Alljährlich werden alle Brunnen am Himmelfahrtstag über und über von den Kindern mit Blumen geschmückt und davor Blumenteppeiche ausgelegt. Im Unter-, Mittel- und Oberdorf ist je ein Kinder-Brautzug unterwegs. Ein 6- bis 12jähriges Mädchen wird von ihren Gespielinnen als „Brau“ erwählt, und sie bestimmt für diesen Ehrentag einen „Bräutigam“ derselben Altersstufe (vor der Pubertät).

Um 1 Uhr bewegen sich die drei Brautpaare, begleitet von kleinen blumenstreuenden Mädchen, Schlepenträgerinnen und zwei mit Henkelkörbchen ausgerüsteten älteren Mädchen durchs Dorf von einem Brunnen zum andern.

Die weißgekleidete, mit Brautschleier und weißen Handschuhen angetane „Brau“ trägt im Arm einen großen Blumenstrauß. Der „Bräutigam“ stolziert in Zylinder und Gehrock einher. Oft fühlt er sich nicht sehr wohl in seiner Rolle. Schon manch ein „Bräutigam“ versuchte seiner Würde zu entfliehen und versteckte sich, wodurch der Ablauf der Festlichkeit in Frage gestellt wurde. Einmal mußte sogar rasch ein Ersatzbräutigam auf die Beine gestellt werden, und dann auf den Blument Teppich vor den Brunnen. Während das „junge Paar“ geduldig auf diesem Teppich steht und regungslos wartet, sammeln die anderen Kinder in der Umgebung des Brunnens von Haus zu Haus und singen, etwa nach der Melodie „Kommt ein Vogel geflogen“

Chömmet uusi ihr Fraue,  
goht das Uufertsbrütli b'schae!  
Un b'schautet ihr das Brütli nit  
so läbet ihr an Pfingschte nit!

Chömmet uusi ihr Häre,  
goht das Uufartsbrütli b'schere!  
Un b'scheret ihr das Brütli nit  
so läbet ihr an Pfingschte nit!

(Der Bräutigam wird nicht erwähnt)

Dann in forderndem Sprechchor:

Isch e gueti Frau im Huus,  
git si au die Eili rus.

Am Hauptbrunnen neben der großen Wein-  
presse treffen sich die Brautzüge. Sie umrunden  
ihn dreimal, erst die einen, dann die andern.

*Zunzingen: Wie ein Tanzbär wird der Hisgier an ei-  
ner Kette durchs Dorf geführt.*



Zum Schluß gibt es bei den „Brauteltern“ für  
das Brautpaar Spiegeleier für die übrigen Kinder  
Kuchen oder Krapfen.

In Vögisheim fehlt bei dem Brautzug der Bräu-  
tigam, dafür ist merkwürdigerweise die Braut  
verdoppelt. Die tief verschleierte Bräute tra-  
gen einen schweren Blumenkranz und einen  
Strauß. Sie werden im nächsten Jahr konfir-  
miert. Ihre beiden begleitenden Brautjungfern,  
die sie geschmückt haben und die Aufgabe des  
Sammelns von Lebensmitteln haben, werden im  
kommenden Jahr die Bräute. Übrigens ist diese  
jahrelange Vorbereitung auf das, im Leben eines  
Mädchens sich nur ein einziges Mal ereignende  
vorbräutliche „Brautsein“ mit ein Grund,  
warum bis auf weiteres all diese Markgräfler  
Bräuche nicht aussterben werden. Denn nie-  
mand möchte sich um die wohlverdiente Ehre

*Zunzingen: Die „Bubenheischegruppe“ wird von  
dem mit einer vier- bis fünf Meter langen „Ruete“  
(Jungbirke) bewaffneten Hisgier angeführt.*



Zunzingen:  
 Auf der Hauptstraße  
 begegnen sich die beiden  
 Heischegruppen.  
 Zwischen dem „Uferts-  
 brütli“ und dem Hisgier  
 kommt es „zum Kampf“.



Zunzingen:  
 Der Hisgier ist zu Boden  
 gestürzt.

bringen, als „Ufertsbrütli“ oder Hisgier im Mittelpunkt des Dorfgeschehens zu stehen. Und die kleinen Helfer freuen sich von einem Jahr aufs andere, mitmachen zu dürfen, bis sie selbst an der Reihe sind. – In Vögisheim hat bei dem verdoppelten Brautzug kein Junge etwas zu suchen. Fast fühlt man sich an einen Initiationsritus erinnert. Auch das abschließende Festessen geschieht streng nach Geschlechtern getrennt. Vor den Häusern singen die Mädchen eine Litanei:

Gueten Obe,  
 hän Si au ebbes z'Obe?  
 M'r hän scho sitt acht Tage  
 nüt meh g'ha im Mage.  
 Jez müe m'r halt go bettle  
 von Huus zu Huus mit Chrättli.  
 (Chrätte = Sammelkorb, für Kirschen usw.)

Nach dem Empfang der Gaben:  
 Jez müe m'r üs bedanke  
 für Eier, Mehl un Anke.

In *Laufen* spielt sich der Himmelfahrtsbrauch im Rahmen des Kindergartens ab. Unter den Kleinkindern, die in der festlich geschmückten Turnhalle mit Kaffee, Kakao und Kuchen abgefüttert werden, sitzen würdig die beiden tief verschleierten Bräute. Im Anschluß an die Kuchenschlacht, die für die Kleinen ein Höhepunkt ist, ziehen die weißgekleideten Mädchen mit Kränzen im Haar, Frühlingslieder singend über die Wiesen nach St. Ilgen. Straßen und Wege werden möglichst vermieden. Man fühlt sich an einen Flurumgang, Fruchtbarkeitskult erinnert. Allerdings ist der Brauch frühestens seit dem 18. Jh. dokumentiert. Vielleicht ist er entstanden als eine Nachahmung ähnlicher „Licht-Gestalten“ anderer deutscher Landschaften (Maibraut – Pflingstbraut in Westfalen z. B.).

Am eindrucksvollsten ist wohl der Himmelfahrtstag in *Zunzingen*. Hier berühren sich zwei Bräuche miteinander, ohne sich jedoch zu vermischen. Im Gegenteil, sie stehen sich sogar in einer Art *Kampfspiel* gegenüber. Die Braut gilt hier als Repräsentantin des Frühlings, der am selben Tag umherziehende Hisgier als Wintersymbol. Wenn sich die sammelnden Mädchen- und Bubengruppen bei ihrem Umgang schließlich auf der Hauptstraße treffen, gibt es einen spannenden Kampf: das Uufertsbrütli will die „Ruete“ brechen und die Blätter abstreifen. Der Hisgier verteidigt seine Stellung. Als ich mit meiner Kamera hinzukam – übrigens als einzige Ortsfremde – purzelte der unförmige Hisgier tolpatschig auf die Straße, zum Spaß aller Kinder. Rasch riß sich die Braut den Schleier vom Gesicht, um besser sehen zu können, was als unerlaubte, gegenüber dem sehbehinderten Hisgier unfaire Handlung gebucht wurde. Blitzschnell packte der Hisgier den Kranz und setzte ihn sich auf seinen Zylinder. Damit hatte der Winter über den Sommer gesiegt. Begeisterung bei der Hisgier-Bubenschaft, Betrübnis bei dem Brautgefolge. „Jetzt wird’s wieder kalt“, meinten die Leute. „Zum Schlittenfahren“, ergänzte ein Junge. Vielleicht ein Wunschtraum, denn hierfür war seit dem



*Zunzingen: Das „Uufertsbrütli“ bricht die Rute und wird dadurch Siegerin*

kalten Winter 1941/42 in Zunzingen keine Gelegenheit mehr gewesen. Das wettermagische Omen des Kampfspieles hatte sich erfüllt. Es folgten dem kühlen Himmelfahrtstag, an dem es im Schwarzwald sogar schneite, viele kühle Regentage.

Nachdem beide Gruppen alle Häuser besucht haben, demaskieren sich die beiden Hauptpersonen. Der Hisgier benötigt zur Säuberung ein Bad. Dann versammelt sich die Festgesellschaft bei der Hisgier-, bzw. der Brautmutter, die schon am frühen Morgen alles richtet. Die gesammelten Eier werden in die Pfanne geschlagen. Das Festessen, im einen Haus für die Mädchen, im andern für die Buben, bildet den Höhepunkt. Es ist bei aller Fröhlichkeit im Grund ebenfalls ein rituales Geschehen.

Ursprünglich haben Hisgier und Himmelfahrtsbraut nichts miteinander zu tun. Daß sie in Zunzingen als Einheit empfunden werden und sogar beim Heischen dasselbe Sprüchlein aufsagen – die Namen „Hisgier“ und „Uffertsbrütli“ sind der einzige Unterschied – ist erwähnenswert. Noch mehr, daß sie von den Zunzingerinnen als Symbole für Sommer und Winter gedeutet werden. Kämpfe zwischen beiden sind zwar aus anderen Gegenden bekannt, aber nicht für den alemannischen Raum zu beiden Seiten des Oberrheins belegt. Auch fehlen bei dem Zunzinger Kampfspiel die sonst üblichen dramatischen Redewettkämpfe (Brednich). Daß die Dorfbewohner ihr Brauchtum trotzdem so interpretieren, möglicherweise erst seit dem 19. Jh., ist interessant als ein möglicher Rückfluß von volkskundlichen Forschungserkenntnissen des 19. Jh. (Folklorismus).

Alles in allem haben die Markgräfler Bräuche eine Bedeutung in der Entwicklung des heranwachsenden Kindes – vergleichbar mit den Einweihungsriten der Naturvölker, daneben spielen sie auch eine soziale Rolle für die ge-

samte Dorfgemeinschaft. Es ist eigentlich erstaunlich, daß sich in unserem Atomzeitalter trotz des Sogs der großen Städte in deren unmittelbarer Nähe ein reines Brauchtum erhalten konnte. Ein Beweis, daß technischer Fortschritt und das bewahrende Element einer bäuerlichen Tradition nicht nur vereinbar sind, sondern sich sogar ergänzen können.

---

<sup>1)</sup> auch „Uffahrtsbrütli“ = Auffahrts-Himmelfahrtsbrütlein; die schriftlichen Aussagen der Dialektworte sind phonetisch zu verstehen, könnten also auch anders geschrieben werden.

#### Literatur

Rolf Wilh. Brednich, „Miesmann“-Umgang in Karlsruhe, Göttingen 1975 (Encyclopaedia cinematographica, E 2135).

Wilh. Kutter, Die Strohgestalt am Sonntag Lätare in Vögisheim – Der „Hisgier“, Göttingen 1974 (Encyclopaedia cinematographica, E 976).

Friedr. Mössinger, Der Hisgier. Eine Frühlingsgestalt im südwestdeutschen Sprachgebiet. In: Mein Heimatland 29 (1942) S. 109–124.

---

## Volkslied

*Und ist es kalt auch noch,  
bald wird es warm und licht,  
es reift im Sommer doch  
das Korn, das Brot verspricht!*

*Muß manches Glück auch still  
und, ach so heimlich sein,  
wer nur recht glauben will,  
den läßt es nicht allein!*

*Die treue Liebe reift  
zur Ernte stets heran –  
wer nach den Sternen greift,  
sie sich auch holen kann!*

*Friedrich Seippel*

## *Abschied*

*Es ist ein Kommen und Gehen,  
Ein Abschiednehmen und Wiedersehen –*

*Was von allem  
Bleibet bestehen?*

*Leichte Wolken am Morgen  
Da Knospen erblühen,  
Bleierne Schatten am Abend  
Da Horizonte verglühen –*

*Was von allem  
Bleibet bestehen?*

*Schwere Flocken aus Himmeln  
Gläsern zur Erde wallen,  
Leise Tropfen aus Wimpern  
In's Herze Dir fallen –*

*was von allem  
Bleibet bestehen?*

*Wolken wallen,  
Knospen erblüh'n  
Horizonte verglüh'n*

*Was von allem  
Bleibet bestehen?*

*So von Himmel und Erde  
Ewiges Kommen und Gehen  
Nur was in's Herze gefallen  
Bleibet bestehen!*

*G. A. Rapp*

# Die ehemalige Klosterkirche zu St. Blasien

## I. Teil

### Planungs- und Baugeschichte, kunstgeschichtliche Einordnung

*Hans Jakob Wörner, Freiburg*

Die 1969 begonnene, teilweise ausgeführte, gegenwärtig in Verwirklichung begriffene und weiterhin geplante Restauration der ehem. Klosterkirche zu St. Blasien stellt nicht nur vom Umfang, sondern auch bezüglich restauratorischer Entscheidungen und Bemühungen zweifellos eine der schwierigsten und verantwortungsreichsten dar, welche der Denkmalpflege im Verbund mit der katholischen Kirche und dem baupflichtigen Staat gestellt sind.

Daß die Bewältigung von denkmalpflegerischen Aufgaben aller Art und erst recht von denkmalpflegerischen Entscheidungen solchen Umfangs nur möglich sind auf der Grundlage und durchdrungen von einem ausgesprochenen kunsthistorischen Bewußtsein, hat schon Viollet-le-Duc, der Retter der mittelalterlichen französischen Kathedralen, nicht nur in seinem schriftstellerischen Werk ausgesprochen, sondern insbesondere durch seine architektonisch-restauratorische Tätigkeit konkret bewiesen. Im Vorwort zu seinem berühmt gewordenen „Dictionnaire Raisoné de l'Architecture Française . . .“, Paris 1858, schreibt er (II, III): Der Anfang der Denkmalpflege habe darin bestanden „. . . d'étudier et de réparer quelques-uns de nos plus beaux monuments du moyen âge. C'est à cette impulsion donnée dès l'origine avec prudence, que nous devons la conservation des meilleurs exemples de notre architecture nationale, une heureuse révolution dans les études de l'architecture, d'avoir pu étudier . . . les édifices qui couvrent nos provinces.“ Nicht nur habe die Kunstwissenschaft die Denkmalpflege erst ermöglicht, sondern auch umgekehrt habe die Denkmalpflege die Kunstwissenschaft beeinflusst „. . . Car en conser-

vant nos édifices, elle a modifié le cours des études de l'architecture en France; en s'occupant du passé elle a fondé dans l'avenir.“

Es sei daher auch im vorliegenden Fall der Restaurierung der Klosterkirche von St. Blasien gestattet, sich kurz über deren kunstgeschichtliche Bedeutung, d. h. hier speziell der Genetik sowie der nicht ganz einfachen kunstgeschichtlichen Einordnung dieses großen frühklassizistischen Bauwerkes Rechenschaft zu geben.

Das Kloster St. Blasien bildete, zuletzt als gefürstete Reichsabtei, bis zu seiner gewaltsamen Aufhebung im Jahre 1806 eines der wichtigsten kulturellen Zentren in ganz Südwestdeutschland. Seiner großen kulturellen Bedeutung entspricht auch seine alte Geschichte. Die Anfänge des Klosters reichen mindestens in frühkarolingische Zeit zurück, als sich die ersten Mönche dort als Einsiedler niederließen. Um 850 dürfte der Zusammenschluß zu einer Klostergemeinschaft erfolgt sein, verbunden mit der Errichtung einer hölzernen Klosterkirche und hölzerner Klostergebäude. 858 wurde diese Mönchsgemeinschaft dem Kloster Rheinau unterstellt, erhielt von dort Reliquien des Hl. Blasius und nahm um 870 die Benediktinerregel an. Die Frühzeit des Klosters ist schwierig zu durchschauen, da sie von den späteren St. Blasianschen Geschichtsschreibern, welche die ehemalige Abhängigkeit von Rheinau nicht allzusehr hervorheben wollten, bewußt verdunkelt wurde. 948: eigentliche Gründung des Klosters durch Protektion des Ritters Reginbert von Seldenbüren. 975–979: steinerner Kirchen- und Klosterbau, von dem nichts erhalten ist. 1013: Errichtung des alten Münsters auf dem Westufer der Steina, geweiht 1036: eine querschiff-

lose, dreischiffige, flachgedeckte Pfeilerbasilika mit drei Apsiden; abgebrochen im 18. Jh. Der rasche Aufschwung des Klosters, besonders im 11. und dann im 12. Jh., brachte 1095–1108 den Bau des neuen Münsters, neben St. Peter und Paul in Hirsau der wichtigste Mutterbau der sogenannten Hirsauer Bauschule. St. Blasien strahlte damals teils seine Spielart der cluniazensischen Reform, teils auch das sog. hirsauische Bauschema, in einzelnen Fällen beides zusammen, an eine ganze Reihe von anderen bekannten Benediktinerklöstern aus, worunter neben Ochsenhausen und Wiblingen besonders Alpirsbach im Schwarzwald genannt sei. Die seit dem 11. Jahrhundert ständig erweiterten und abgeänderten, mit der Zeit ein wirres Konglomerat bildenden Klostergebäude wurden 1728 weitgehend abgetragen und durch eine einheitliche, sich um zwei Höfe gruppierende, 1728–1742 durch Johann Michael Beer von Bleichten errichtete Anlage ersetzt, die in der Grundsubstanz heute noch besteht. Die ganze Klosteranlage – einschließlich des mehrfach, vor allem 1621 und dann 1720–1728, barockisierten neuen Münsters – fiel am 25. 7. 1768 einem Großbrand zum Opfer, der – von geringen Ausnahmen abgesehen – nur die Umfassungsmauern und steinernen Innenteile übrig ließ. Fürstabt des Klosters war damals der große Martin Gerbert aus Horb, bedeutender Historiker, Musikhistoriker, Reformator der Kirchenmusik, der Liturgie, jedoch auch des klösterlichen Schul- und Bildungswesens, Diplomat und insbesondere einer der führenden Köpfe der innerkirchlichen Aufklärung. Gerbert, dessen Bedeutung ein 1970 stattgefundenes Symposium erneut ins Licht stellte, war in echt aufgeklärter Weise ein Mann, welcher den praktischen Notwendigkeiten (in seinem zahlreichen Schrifttum figuriert ein Werk über die zu erstrebende Verminderung von Feiertagen; auch die Gründung der heute unter dem Namen Badische Staatsbrauerei Rothaus bekannten Brauerei ist hier zu nennen) ebenso zugewandt, wie er auch weit gereist (Rom, Paris, Wien), hoch gebildet und mit besonderer Lei-

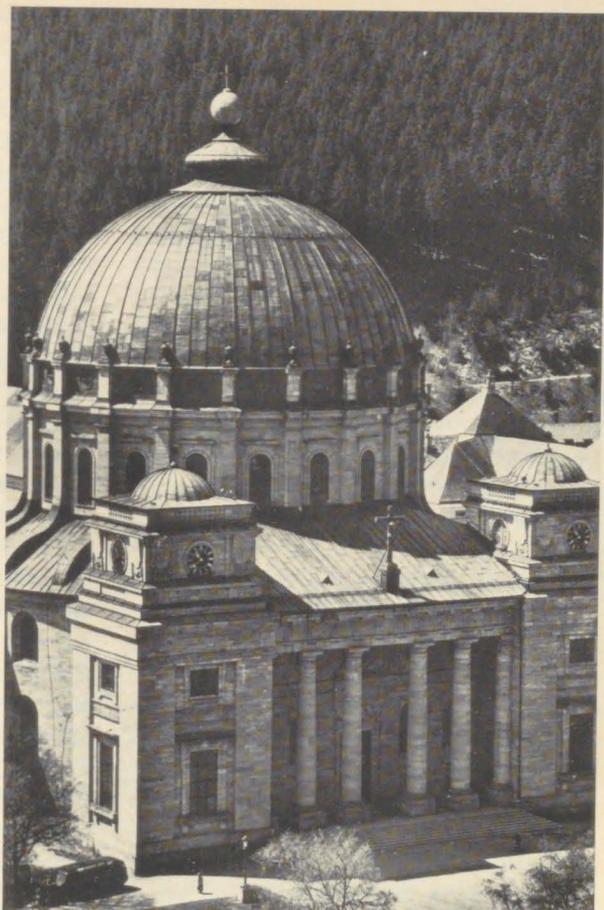
denschaft den historischen Wissenschaften hingegen war.

Vor dem düsteren Hintergrund der ausgebrannten Mauern in St. Blasien berief Gerbert einen Architekten und einen Bauleiter: als Architekten Pierre Michel d'Ixnard aus Nîmes, der ihm durch Empfehlungsschreiben des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und des Grafen von Königegg-Aulendorf empfohlen worden war (d'Ixnard wohnte damals in Straßburg) und als örtlichen Bauleiter Franz Joseph Salzman, hochfürstlich Fürstenbergischer Rat und Baudirektor. Auf einer Konferenz am 13. 12. 1768 legte der Fürstabt den Patres die ersten Pläne d'Ixnards vor, ebenso die mit d'Ixnard und Salzman geschlossenen Verträge. Aus dem Protokoll dieser Konferenz geht hervor, daß d'Ixnard von allem Anfang an im Grundsätzlichen jene Konzeption vertrat, die dann (mit Abwandlungen) auch wirklich ausgeführt wurde: die Kirche mit dem Chor nach Süden gerichtet als die Mittelachse des Klostergevierts, der Kirchenbau selbst ein streng kreisförmiger Zentralbau mit Kuppel und Türmen und, an diesen angereiht, ein gerade geschlossener Längschor. Die Planung zog sich in verschiedenen Phasen hin bis zum Hauptentwurf des Jahres 1772. Die aus der Abfolge dieser (größtenteils erhaltenen) Entwürfe zu ersehende Entwicklung ist eines der faszinierendsten Kapitel Baugeschichte in der Sakralarchitektur des Frühklassizismus in Süddeutschland.

An die Ausführung des Baus ging man 1772, doch schon im folgenden Jahr begann sich das Verhältnis zwischen dem Architekten d'Ixnard und der Bauherrschaft zu verschlechtern, woran die Schwierigkeiten in der Ausführung eines so großen Baus, jedoch auch die persönliche Art des Architekten schuld gewesen zu sein scheinen. Nach einer Zwischenphase, in der nicht ebenbürtige Konkurrenten und ehemalige Mitarbeiter d'Ixnards dessen Ungnade – ohne Erfolg – auszunützen versuchten, wurde ohne Vertragsverhältnis der lothringische Architekt Nicolas de Pigage, kurpfälzischer Baudirektor, als künstlerischer Berater berufen. Er ließ den

*Das Äußere der ehemaligen Klosterkirche (des Domes) zu St. Blasien. Diese Klosterkirche ist der bedeutendste Sakralbau des Frühklassizismus in Süddeutschland.*

Foto: Rogg, St. Blasien



d'Ixnardschen Rohbau unverändert, brachte jedoch in der Dekoration des Inneren Veränderungen an: vor allem waren die Dekoration der Zierkuppel und die Kuppelkonstruktion sein Werk.

Zu mehr Einfluß gelangte Pigage, der es raffiniert verstanden hatte, d'Ixnards Arbeit „anzuschwärzen“, und dessen ganzen Kirchenbau als „gallisch-deutschen Firlefanzz“ bezeichnete, in St. Blasien nicht, denn 1777 zog man d'Ixnard erneut zu. Vom 21. bis 28. September 1783 schließlich wurde die neue, mächtige Klosterkirche mit großen Festlichkeiten eingeweiht. Die zentrale Architektenpersönlichkeit in St.

Blasien war mithin Pierre Michel d'Ixnard. D'Ixnard (von dessen Namen in der Frühzeit verschiedene Schreibweisen überliefert sind), wurde 1723 in Nîmes geboren, er erlernte anscheinend das Handwerk des Möbelschreiners und Spiegelmachers. Eine eigentliche Ausbildung zum Architekten scheint er nie erfahren zu haben, taucht jedoch um die Jahrhundertmitte in Paris auf und zwar angeblich in der Akademie des nicht nur durch seine architekturtheoretischen Schriften, sondern auch durch seine vielen z. T. berühmten Schüler bedeutenden Jacques-François Blondel. Blondel indessen weigerte sich, d'Ixnard als seinen Schüler

anzuerkennen und gab das kritische Urteil über ihn ab, er habe einige Modelle von d'Ixnard gesehen, dieser sei ein Mann, der wenig von Theorie verstehe und allenfalls als Bauleiter zu beschäftigen sei.

D'Ixnard bemühte sich später insbesondere, seine Herkunft aus dem Handwerk zu verleugnen, bezeichnete sich als Académicien und spaltete anscheinend das d mittels Apostroph von seinem Namen ab, um als Adliger zu erscheinen. Er muß in Paris Verbindung zur französischen Hohenaristokratie gefunden haben, da das der französischen Hohenaristokratie zugehörige Haus Rohan seine weitere berufliche Laufbahn bestimmte: es sorgte wohl dafür, daß d'Ixnard in Straßburg, dessen Bischofsstuhl ebenfalls durch die Rohan besetzt war, Aufträge erhielt.

Von Straßburg aus fand d'Ixnard Zugang zum süddeutschen, insbesondere schwäbischen Adel, dem Grafen von Königsegg-Aulendorf, dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, dem Deutsch-Ritterorden in Ellingen, Donauwörth und Nürnberg, dem Grafen von Ulm-Erbach, dem adligen Damenstift Buchau, dem Kurfürst von Trier und dem Kardinal Rodt in Konstanz. Gerbert gab d'Ixnard die reichste Gelegenheit zur Entfaltung seiner architektonischen Begabung. Hier schuf d'Ixnard, wenn, wie wir sahen, auch nicht ungetrübt, sein größtes Werk, den bedeutendsten Kirchenbau des Frühklassizismus in Süddeutschland.

D'Ixnard ist als der hervorragendste in Südwestdeutschland tätige Architekt des Frühklassizismus zu bezeichnen; er ist derjenige Architekt, der die süddeutsche Barocktradition (innerhalb derer der Westen Süddeutschlands zwar schon früh eine fühlbar wache und in gewissem Sinn protoklassizistische Haltung eingenommen hatte) überwand, dem Einströmen des französischen Louis XVI in dieses Gebiet breite Bahn brach und dann eine der Vorbildhaftigkeit und Eindringlichkeit seines architektonischen Wirkens entsprechende, reiche regionale Nachfolge fand (vor allem in diesem Punkt ist die ältere Literatur zu korrigieren).

Den Höhepunkt seines Schaffens erreichte d'Ixnard in den 1770er Jahren. Er fällt zusammen mit dem Höhepunkt des Frühklassizismus (der hier als von 1760–1790 dauernd angesehen sei). Bereits in den achtziger Jahren zeigen sich Anzeichen, daß d'Ixnard von der neueren französischen Entwicklung überholt wird; seine Verdrängung von dem großen Koblenzer Schloßbau, dem größten Profanbau seines Oeuvres, durch den Architekten François Joseph Peyre, einen Vertreter der nachfolgenden Revolutionsarchitektur, macht dies offenbar. D'Ixnard teilt somit ein häufiges Künstlergeschick: derjenige Künstler, der eine ganz bestimmte Stilphase in scharfer Ausprägtheit verkörpert, den trifft der Stil- und Generationenwechsel besonders hart. D'Ixnard verbrachte seine letzten Jahre als bescheidener „Bezirksbaumeister“ im Elsaß, wo er noch wenige Jahre vor seinem 1795 eingetretenen Tod das seine meisten Werke darstellende Kupferstichwerk, „Recueil d'Architecture“ (Straßburg 1795), das in nobelster Weise dem Fürstbist Martin Gerbert von St. Blasien gewidmet ist, edierte.

Was Gerbert und d'Ixnard künstlerisch, historisch und menschlich verbindet, ist nicht nur ihr kongeniales Zusammenwirken in einem großen Bauwerk, sondern auch ihre extreme Stellung am äußersten Ende einer langen, traditionsreichen Entwicklung kurz vor deren endgültigem Abbruch: weder kann Gerbert trotz allen Bemühungen das heraufziehende Zeitalter der Klostersaufhebungen abwenden, noch kann d'Ixnard mit seiner die klassisch-französische Tradition zusammenfassenden und mit modernen Ideen verbindenden Architektur sich zur Zeit der französischen Revolution und der mit dieser verbundenen radikalen Architektur noch Gehör verschaffen.

Damit soll auch zugleich betont werden, daß wir der Überzeugung sind, der in Süddeutschland von 1760 bis 1790 anzusetzende und in allen seinen bedeutenden Leistungen unter starkem französischem Einfluß stehenden Frühklassizismus sei eindeutig vor jenem großen Bruch

anzuordnen, den S. Giedion, Th. Hetzer und H. Sedlmayer u. a. an der Schwelle vom 18. zum 19. Jh. nachweisen.

Um den gewaltigen Bau in seiner heutigen Erscheinungsform zu verstehen, ist es notwendig, die einzelnen Planungsphasen kurz zu beleuchten: eine Bleistiftzeichnung d'Ixnards im Staatsarchiv Koblenz stellt wohl eine der frühesten unter denjenigen Ideen dar, die sich in der Auseinandersetzung des Architekten mit der ihm gestellten Bauaufgabe der Klosterkirche in St. Blasien ergaben: zweigeschossig, eingespannt zwischen zwei Türmen, waagrechte Gebälke über Säulen, streng horizontaler Abschluß, flächenschirmartige Gesamtform.

Die Fassadenlösung zeigt auf den ersten Blick Verwandtschaft mit Servandonis Fassade von S. Sulpice in Paris (in der Forschung neu aufge-taucht ist der Aspekt gelegentlicher enger Zusammenarbeit zwischen d'Ixnard und Servandoni).

Schon hier zeigt sich die enge Anlehnung d'Ixnards an den Pariser Kirchenbau des 17. und 18. Jh. Daß diese Fassade nicht ausgeführt wurde, mag in d'Ixnards Einsicht begründet gewesen sein, daß trotz der grundsätzlichen Erwünschtheit des Flächenschirms, dessen Ausdehnung doch zu groß gewesen und damit zur Beeinträchtigung der offensichtlich erstrebten monumentalen Wirkung des Zentralbaus geführt hätte.

Bereits in einem frühen Entwurf (wohl noch des Jahres 1768) liegen die Hauptteile der Klosterkirche im wesentlichen fest. Die Klosterkirche in Nord-Südrichtung als Mittelachse des Klostergevierts, nach Norden die streng kreisförmige Rotunde, nach Süden der hart abgegrenzte, einen Raumteil für sich darstellende, längsrechteckige Chor.

Alles dies ist in die endgültige Ausführung übergegangen. Anders steht es mit der inneren Organisation und dem Aufriß der Rotunde, mit Gestalt und Stellung der Vorhalle sowie der Türme: Türme von der Vorhalle degagiert, in einer frontalen und einer tangentialen Variante. Vorhalle mit anderem Aufriß. – Innere Organi-

sation der Rotunde in zwei wesentlich verschiedenen Varianten: einmal die Kuppel ruhend auf sechzehn kolossalen Wandpfeilern, das andere Mal auf sechzehn freistehenden Säulen. Dementsprechend auch die Kuppelkonstruktion in zwei Varianten: Variante a: gemauerte, flach ansteigende Außenkuppel, darunter halbkreisförmige Zierkuppel und schließlich Zierkuppelring. Variante b: hölzerner Dachstuhl mit enormem Sprengwerk, darauf hölzerne kupferbeschlagene Außenkuppel, darunter an ihr aufgehängte Zierkuppel und nochmals darunter Zierkuppelring.

Diese spätere, wesentlich leichtere Kuppelkonstruktion ist Ausdruck der Furcht vor den erheblichen konstruktiven Schwierigkeiten, welche eine gemauerte Kuppel über freistehenden Säulen bedeutet hätte und wohl auch Ergebnis der Tatsache, daß Fürstabt Martin II. Gerbert von St. Blasien die d'Ixnardschen Pläne zur statischen Begutachtung an Pierre Patte nach Paris geschickt hatte. Möglich ist es immerhin, daß d'Ixnards ihm zu diesem Schritt geraten hat, doch aus Konkurrenzgründen unwahrscheinlich. Es gehört zu den faszinierendsten Tatsachen im Rahmen der frühklassizistischen Architektur Süddeutschlands, daß der Abt eines Benediktinerklosters in einem abgelegenen Schwarzwaldtal offenbar bis ins kleinste über den epochemachenden Pariser Architekturstreit zwischen Soufflot und Patte, die Kuppelpfeiler von Ste Geneviève betreffend, informiert war. Dies ist ein Signum nicht nur der bedeutenden Persönlichkeit des schwäbischen Abtes, sondern auch seines ausgesprochenen Interesses für Architektur und seiner weitreichenden Beziehungen.

Schon diese Folge früher Entwürfe muß als bedeutende Leistung angesehen werden, die sich von dem zu dieser Zeit in Süddeutschland Üblichen scharf unterscheidet und auf dem Weg zum ausgeführten Bau einen wesentlichen Schritt darstellt. Indessen können auch gerade im Vergleich mit dem ausgeführten Bau die Schwächen dieser frühen Entwurfsfolge nicht verborgen bleiben: die Einzelteile des Baus sind

in manchem noch zu disparat, stehen untereinander noch nicht im Zusammenhang. Nun ist zwar das Prinzip der harten Isolierung, des unvermittelten Nebeneinanderstellens von Bauteilen ein hauptsächliches Gestaltungsprinzip des Frühklassizismus, doch zeigt der ausgeführte Bau, daß dieses Prinzip des Absetzens schlüssiger und wirksamer zur Geltung gebracht werden kann.

Einen entscheidenden Schritt weiter zum ausgeführten Bau geht der Hauptentwurf des Jahres 1772; im Grundriß wenig Änderung; endgültige Entscheidung für die von freistehenden Säulen getragene hölzerne Kuppel, jedoch 20 Säulen. Die runde Zahl von 20 Säulen entspricht ungleich besser den sich aus dem ganzzahligen Vielfachen des Moduls  $r$  (= Säulenhöhe in der Rotunde) ergebenden Größenverhältnissen des gesamten Baus: Höhe der Säulen in der Rotunde  $3r$ ; Durchmesser der Rotunde  $= 2r$ , die Höhe der Außenkuppel  $2r$ ; Länge des Chores  $2r$ .

„Die Klarheit des Raumes wird durch die klassizistischen Proportionen 1:1 erreicht“ (Gottlieb Schleich, 7).

Am Choreingang sind jedoch zwei Säulen auseinandergerückt. In dieser Achsialität und dynamischen Zusammenballung der Stützen an wichtigen Kreuzungspunkten zeigt sich deutlich noch ein barockes Element.

Auffallend ist auch die Tatsache, daß im Hauptentwurf in der südlichen Hälfte der Rotunde je drei Seitenaltäre zwischen den drei aufragenden Säulen der Rotunde und nicht etwa vor deren Außenwand aufgestellt sind. Die Seitenaltäre verschließen die Interkolumnien, deuten damit mindestens für die untere Zone eine zusätzliche Zweischaligkeit an, worin noch barocke Elemente nachleben.

Sonderbar mutet zunächst auch die (von Zeitgenossen kritisierte) Stellung des Hochaltars schon tief im Chor (auf einem Drittel seiner Längenerstreckung) an. Wenn für diese Hochaltaraufstellung auch praktische Gründe angeführt werden können (die im Chor Platz nehmenden Mönche brauchten für ihre gottes-

dienstlichen Handlungen den Altar möglichst nahe bei sich) so ist doch diese Stellung des Hochaltars, wie die Pläne zeigen, ausdrücklich durch den Architekten vorgeschrieben, muß also einen bestimmten gestalterischen Sinn haben.

Diese Hochaltarstellung entspricht durchaus den Gestaltungsprinzipien des Frühklassizismus: Der Hochaltar soll nicht am Zusammenschluß von Rotunde und Chor stehen und damit vermittelnd, verbindend, die beiden Teile zusammenschweißend wirken, vielmehr soll der Altar eindeutig als zum Bereich des Chores gehörig ausgewiesen und damit die Trennungslinie zwischen Rotunde und Chor möglichst scharf gehalten werden.

Grundlegend anders organisiert als im Vorentwurf ist im Hauptentwurf von 1772 die Vorhalle: Türme, Vorjoch und Peristyl zu einer Einheit verbunden; Peristyl zwischen die Türme eingespannt und das ehemalige Vorjoch in beiden aufgegangen; Säulen (wie Vorentwurf) dynamisch gruppiert, mit größerem Mittelinterkolumnium, außen je eine Halbsäule. Wesentliche Veränderungen bringt der Hauptentwurf auch im Innern (Chor ausgenommen, der schon früher seine endgültige Gestalt erhalten hatte). Jetzt: über den 20 freistehenden Säulen gewaltiger Architrav, Umgang in voller Säulenhöhe, in der Wanddicke der Außenwand Galerie. Kuppelkonstruktion mit gewaltigem Dachstuhl, trägt die kupferbeschlagene Außenkuppel ebenso wie die aufgehängte innere Zierkuppel, die sich im Scheitel ohne Lichtzufuhr nach oben erweitert. Aus den Experimenten mit der dreischaligen Kuppel (nach dem Vorbild des Invalidendomes in Paris) ist hier nun endgültig die viel schlüssigere, ruhigere, entschiedener und weit besser in das Proportionsystem passende zweischalige Lösung getreten. Die Zierkuppel hat die Form einer Halbkugel, die Außenkuppel eine gestelzte Kugelform (Zitronenkuppel). Abgesehen von der Erweiterung im Scheitel hat die Gliederung schon weitgehend die Form des ausgeführten Baus: in der durch Nicolas de Pigage ausgeführten Kuppel erhalten

jedoch die gemalten Rippen Mäanderfüllungen und die Zwischenräume zwischen den Rippen eine ebenfalls gemalte, gleichmäßig strenge Kassettierung. Sonderbar die minarett-haft-orientalische Bekrönung (vgl. Pigage, Moschee im Schwetzingen Schloßpark).

Äußeres: Mantel der Rotunde zweigeschossig, schmucklos. Neu die geschweiften Strebepfeiler, die zweifellos ihr Vorbild in jenen der Abteikirche Val de Grâce in Paris haben, die das Motiv ihrerseits von Bauten wie Baldassare Longhenas Santa Maria della Salute in Venedig (andere Beispiele: Rom, San Ivo; Blois, S. Vincent de Paul; Paris, Invalidendom; Versailles, Schloßkapelle; Boffrand: Projekt der Malgrange) übernimmt.

Hauptfassade: Kolossalsäulen toskanischer Ordnung, schweres, horizontales, dorisierendes Gebälk. Im Aufbau der Türme zwei Varianten, die Zusammenfassung von zwei Turmgewossen in eines in der rechten Variante darf bereits als vorbereitender Schritt zur Reduktion der Turmhöhe aufgefaßt werden.

Überhaupt hat sich das zwischen der Kuppelhöhe und der Turmhöhe bestehende Verhältnis entscheidend verändert: diese Veränderung gehört zu den wesentlichsten Wandlungen zwischen früher Entwurfsgruppe und Hauptentwurf: dort ein überaus niedriger Tambour, mit fast okulustypischen Fenstern und eine auffallend niedrige, gepreßte und außerdem noch mansardenartig gebrochene Kuppel, welche von den beiden im Verhältnis dazu hohen Türmen bei weitem überragt wird; hier eine mit gewaltigem Volumen hoch aufragende Kuppel, der gleichsam als Zweitstimme die niedrigeren Türme beigegeben sind. Hier deutet sich jener für den Frühklassizismus so charakteristische Prozeß der schrittweisen Reduktion der Türme und der immer stärker werdenden Dominanz der Kuppel an. – Auch in der äußeren Gestalt der Kuppel haben sich im Hauptentwurf gegenüber der frühen Entwurfsgruppe Änderungen ergeben: wie zur Unterstreichung ihrer zitronenförmigen Gestalt ist nun die Kuppel auch im Äußeren durch Lisenen gegliedert. Und sie wird, als Al-

*Das Innere der ehemaligen Klosterkirche im Zustand nach der Renovation von 1913.*

Foto: Rogg, St. Blasien



ternativlösung zu dem minarettartigen Abschluß, bekrönt von einer hohen, runden Laterne mit Rundbogenfenstern und geschweifokalottenförmiger Bekrönung.

Nach tastenden Versuchen in der frühen Entwurfsgruppe ist es der Hauptentwurf von 1772, der den großen künstlerischen Durchbruch bringt, die Wege zum ausgeführten Bau ebnet, die endgültige Konzeption unmittelbar vorbereitet: ein geschlossener, großartiger Entwurf, ein eigentliches Summenstück, das die verschiedensten Anregungen aufnimmt, verarbeitet, zu einer souveränen Synthese bringt; ein Entwurf auch, in dem Wesentliches des ausgeführten Baus schon vorhanden und entfaltet ist, der jedoch in manchen Einzelheiten dann noch Abwandlungen erfahren wird, die zwar nicht unbeträchtlich sind, aber die Grundkonzeption nicht mehr antasten.

Zwischen dem Hauptentwurf von 1772 und dem ausgeführten Bau (unter ausgeführtem Bau müßte hier streng genommen der bei der Einweihung 1783 erreichte Zustand gelten. Da es jedoch hier zunächst um die Klärung der architektonischen Gesamtanlage und ihrer Entwicklungsstufen geht, sollen nun vorläufig die Zustände von 1783 und 1914 gleichgesetzt und die Schicksale, welche der Bau zwischen diesen beiden Zeitpunkten erlitt, vorerst ausgeklammert werden. In dieser Differenz der Zustände liegt das eigentliche denkmalpflegerische Problem verborgen, mit dem wir uns unten befassen werden.) liegen noch einige, für die endgültige Gestalt des Baus wichtige Planänderungen. Grundriß: Auseinanderschieben von Säulen an der Portalseite der Rotunde aufgehoben, damit ein weiteres Element der Barocktradition eliminiert. Seitenaltäre an die Außenwände versetzt, womit die quasi-barocke Wirkung der früheren Stellung verschwindet.

Äußere Form der Kuppel: Tambour wesentlich erhöht, Einfügung einer hohen Attika; damit hängt zusammen, daß die Kuppel jetzt wesentlich flacher, von der Zitronenkuppel auf eine reine Halbkugel zurückgeführt ist. Völliger Wandel der Kuppelbekrönung. Diese Verände-

rungen in der Form von Rotunde und Kuppel geben diesem Bauteil eine ungleich ruhigere und abgeklärtere Form, bringen die geometrisch reine Form in viel fühlbarer Weise zur Geltung, lassen die Massen breiter, runder und ruhender erscheinen.

Besonders auffallend ist die drastische Reduktion der Türme: Der Hauptentwurf hatte nicht nur eine noch viel barockere Formung der Kuppel gegeben, sondern auch die typisch barocke Dreiheit von Kuppel und Zweiturmfasade, also die zur optischen Zusammenschau gebrachte Vielheit. Gerade dieses Optisch-Illusionistische aber ist dem Frühklassizismus fremd: herrschen soll in Vorausschau auf die Prämissen der französischen Revolutionsarchitektur die geometrisch reine Form der Halbkugel; alles, was die Reinheit dieser Form beeinträchtigt, muß verschwinden. Die Reduktion der Türme auf Pylone, welche sich in einem niedrigen, schwer und gedrungen wirkenden Attikageschoß nur unbeträchtlich über die Architravhöhe des Peristyls erheben und hier wiederum durch halbkugelige Kalotten abgeschlossen sind, sichert endgültig die alles überragende Dominanz der Halbkugelform der Kuppel, welche in ihrer maßstäblichen Wirkung durch die niedrigen, geballten Pylone noch verstärkt und durch deren gleichfalls halbkugelige Bekrönung sekundiert wird.

Bezieht man alle diese Erwägungen mit ein, so ist es unwahrscheinlich, daß die Hochführung der Türme aus finanziellen Gründen unterblieben sei: Wenn es zu prunkvollen (und teilweise sehr teuren) Ausstattungsstücken reichte (besonders etwa der Silbermann-Orgel, deren enormen Preis der Abt vor seinen Patres verheimlichte!), dann wären die verhältnismäßig geringen Maurerkosten für die Hochführung der Türme wohl auch noch aufzubringen gewesen. Das Unterdrücken der Turmhöhe entspricht vielmehr einer im Laufe der Planung und Bauausführung allmählich gewachsenen und schließlich ganz bewußten gestalterischen Absicht: die Halbkugelform der Kuppel allein dominieren zu lassen.

Diesem gleichen künstlerischen Ziel entspricht es auch durchaus, daß die noch im Hauptentwurf enthaltenen Rippen am Äußeren der Kuppel im ausgeführten Bau weggelassen sind, was die geometrische Reinheit der Kuppelform fühlbar unterstützt.

Vor dem Übergang zum ausgeführten Bau ist noch eines höchst bedeutenden, jedoch leider Projekt gebliebenen Bauteils zu gedenken, welcher der ganzen Anlage noch eine weitere Sinn-dimension gegeben hätte: der gewaltigen, von d'Ixnard geplanten Unterkirche bzw. Gruft zur Aufnahme der aus Königsfelden bzw. Basel nach St. Blasien überführten Habsburger-Gebeine.

Wie d'Ixnard in seinem „Recueil d'Architecture“ (Straßburg 1791) darstellt, plante er unter der Rotunde eine kreisförmige, sich im Scheitel gegen die Rotunde öffnende Gruft-halle, welche von einem kreisförmigen Umgang eingefast ist. Zwischen Haupthalle und Umgang eine dichte Reihe äußerst stämmiger Säulen auf hohem Sockelstück, mit attischer Basis und romanisierendem Plattenkapitell. Der Umgang wird umgeben von den je mit einer Dreiviertelsäule besetzten großen Substruktionsblöcken für die Rotundensäulen, dazwischen führen Durchgänge bzw. Schächte zu Rundbogenfenstern in der Sockelmauer der Rotunde; diese Schächte werden unterbrochen durch einen zweiten, sehr schmalen, rundbogig gewölbten Umgang. Fünf Stollen führen von der Unterkirche in die Kellergeschosse der Türme bzw. auf einen unter der Vorhalle liegenden Querstollen. Über den Säulen der Unterkirche überall Rundbogen; Haupthalle und großer Umgang der Unterkirche korb-bogig gewölbt.

In der Mitte gegen Süden sollte eine umfangreiche Treppenanlage in den Chor hinaufführen. In der Mitte der großen Halle in der Unterkirche, also unter der Scheitelöffnung gegen die Rotunde, sollte ein (oder mehrere?) Prunksarkophag Aufstellung finden: möglicherweise mit den Gebeinen des prominentesten der nach St. Blasien überführten Habsburger, von Erzherzog Leopold I. „gloriosissimus“. Die Beiset-

zung der übrigen Habsburger Gebeine scheint – soviel sich aus d'Ixnards Plänen ersehen läßt – immer schon am heutigen Platz unter dem Südende des Chores vorgesehen gewesen zu sein. Angeblich aus Geldmangel verzichtete man auf die Ausführung der Unterkirche unter der Rotunde und begnügte sich mit der Beisetzung der Habsburger-Gebeine in der kleinen quereckigen Gruft unter dem Südende des Chores. Daß d'Ixnard diese Unterkirche trotzdem in dem viel später publizierten Recueil darstellt, also eine Idealansicht gibt, ist ein Beweis dafür, wie wichtig ihm diese Unterkirche gewesen sein muß, so, als sei sie gleichsam die Vollendung der ganzen Anlage.

Wie kam d'Ixnard auf eine solche Idee? Wie für viele wesentliche Entscheidungen im europäischen Kirchenbau des Frühklassizismus gehen auch hier die Fäden von Ste Geneviève in Paris aus. Dieser Bau – nicht nur in der von Soufflot und seinen Nachfolgern ausgeführten Form, sondern ebenso sehr durch eine Flut von Konkurrenzentwürfen, welche die größte Architekturdiskussion des 18. Jahrhunderts anfachten, ist von gar nicht hoch genug einzuschätzender Bedeutung für die europäische Architektur des 18. Jahrhunderts.

Wie wir sahen, war mindestens ein Kernstück dieser Architekturdiskussion, die Auseinandersetzung zwischen Soufflot und Patte, auch Fürstbist Martin II. Gêrbert von St. Blasien durchaus gegenwärtig.

Unter der Fülle der Konkurrenzentwürfe für Ste Geneviève ragt einer hervor, der wenigstens in einigen wesentlichen Punkten eine auffallende Ähnlichkeit mit St. Blasien aufweist, das 1753 entstandene Gegenprojekt für Ste Geneviève des Laurent Destouches, Architekt der Stadt Paris. – Vom Grundriß (Quadrat, erweitert durch vier gleichlange Kreuzarme), der mit St. Blasien nicht vergleichbar ist, muß abgesehen werden. Eng verwandt ist jedoch, neben dem Verhältnis der Türme zur Kuppel und der Anlage der Vorhalle, auffallenderweise auch die Unterkirche. Auch hier eine kreisförmige Halle mit Scheitelöffnung gegen die Rotunde, umge-

ben von einem durch Säulen abgetrennten Umgang; der Umgang eingefasst durch die mit Säulen durchsetzten Substruktionen der Rotundendpfeiler, zwischen diesen Nischen.

Neben Piranesis Ruinendarstellungen, die in gewissem Sinn die »Architecture ensevelie« einleiten, ist es anscheinend diese bauliche Idee des Laurent Destouches, welche für die europäische Architektur des 18. Jahrhunderts eine derartige Gruftkirche und damit – was eine Entschcheidung von großer Tragweite darstellt – die Uminterpretation des Kirchenbaus, insbesondere des Zentralbaus in memorialen Charakter, in ein Mausoleum eingeführt hat. Erst diese Idee ermöglichte in ihrer späteren, extremen Ausformung Kompositionen wie Ledoux' Cimetière de la Ville de Chaux, die Cénotaphes von Moreau, Fontaine usw.

D'Ixnards Plan der Unterkirche, der nachweislich schon 1772 bestand, obschon er erst 1791 publiziert wurde (d'Ixnard legte ihn zum Entsetzen der St. Blasianer Patres Maria Theresia in Wien vor), ist mithin die erste Resonanz auf den epochemachenden Entwurf Laurent Destouches und fällt längst vor die genannten Kenotaphe der Revolutionsarchitektur. Hätte d'Ixnard seine Schöpfung in St. Blasien zur Zeit ihrer Entstehung und nicht erst 1791 publiziert, so hätte er damit in die für ganz Europa bedeutsame Architekturdiskussion in Paris in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingreifen können, bevor die Revolutionsarchitektur im eigentlichen Sinne überhaupt bestand. Es war die Tragik d'Ixnards, daß seine Pläne erst zu einem so späten Zeitpunkt bekannt wurden, daß sie nicht mehr bahnbrechend wirken konnten. So sehr einerseits bedauert werden muß, daß d'Ixnards Plan der gewaltigen Unterkirche nicht ausgeführt wurde, so ist diese Tatsache andererseits nicht ohne symptomatischen Gehalt. Es bleibt auffallend, daß St. Blasien einerseits die Translation der Habsburger Gebeine mit allem Pomp feierte und über diesen Anlaß aus der Feder des Fürstabtes Martin II. Gerbert eine eigene Publikation herausbrachte, andererseits aber plötzlich zur Ausführung der Unter-

kirche kein Geld mehr gehabt haben sollte. Wenn Schmieders Vermutung, der Fürstabt habe in einer Zeit aufkommender Klosterfeindlichkeit als treuer Hüter prominenter Gebeine den Fortbestand seines Klosters sichern wollen, sicherlich richtig ist, so ist es umso erstaunlicher, daß St. Blasien die repräsentative Unterbringung der prominenten Gebeine im d'Ixnardschen Sinne versäumte. Der Pferdefuß liegt hier offensichtlich woanders: bei aller Aufgeschlossenheit für die baulichen Ideen des Frühklassizismus und bei aller Ergebenheit gegenüber dem Hause Habsburg konnte der Fürstabt die Uminterpretation seiner Klosterkirche in ein Monstermausoleum nicht begrüßen: umso weniger, als er, wie seine zahlreichen Publikationen beweisen, ja gerade auf Reformation, Echtheit und Vertiefung des klösterlichen und religiösen Lebens hinarbeitete und daher nicht dem chimärischen Gott der Vergänglichkeit im Sinne der »Naturkirche« oder »Geschichtskirche« ein hybrides Denkmal setzen, sondern eine Klosterkirche schaffen wollte.

Im folgenden seien kurz einige Aspekte herausgegriffen, welche die Klosterkirche von St. Blasien als einen Bau des Frühklassizismus charakterisieren. Hier ist einmal das grundlegende Prinzip der Abgrenzung, d. h. die scharfe und konsequente Abtrennung der Teile voneinander sehr gut zu beobachten: sowohl in den grundlegenden Verhältnissen des Baus als auch im Detail. Der scharfen Abtrennung der Hauptbauteile voneinander entspricht die Auffassung des Ganzen nicht als ein komplexes, hierarchisch geordnetes Ineinander, sondern als ein mehr additives Nebeneinander der Hauptbauteile: was sich aufs deutlichste in den Grundproportionen äußert. Alle wichtigen Abmessungen der ehemaligen Klosterkirche erweisen sich als ganzzahlige Vielfache des Grundmoduls  $r$ , womit schon vom Grundraster der ganzen Planung her ein blockhaftes Nebeneinander und nicht etwa ein kompliziertes (wie Paul Frankl sagt „infinitesimales“) Sichdurchdringen der einzelnen Bauteile präformiert wird. – Der scharfen Abgrenzung der

Bauteile entspricht im Detail allgemein die Wucht und Schärfe der trennenden Gliederungselemente. In diesem Zusammenhang sei auch hervorgehoben, daß Rotunde, Chor und Peristyl in diesem Bau im Säulen-Architravsystem errichtet sind, das Michael Petzet im Gegensatz zum barocken Pfeiler-Arkaden-System als die Leitform des französischen Klassizismus herausgestellt hat (in seinem grundlegenden Buch *Soufflotts Ste Geneviève und der französische Kirchenbau des 18. Jh.*, Berlin 1961).

Als Merkmal des Frühklassizismus kann weiterhin die Tatsache angesehen werden, daß die Einzelformen bei aller Abgrenzung nicht in zusammenhangloser Weise »autonom« werden, sondern (»nominalisiert«, d. h. weitgehend auf reine geometrische Grundformen zurückgeführt) durchaus Bestandteile eines überaus straff gegliederten, nunmehr objektivierten Ganzen bleiben.

Dieses wesentliche Merkmal zeigt sich in verschiedenen Erscheinungsformen: eine davon ist zum Beispiel das „Orthogonalgliederungssystem“, d. h. das Hochrechteck wird zur dominierenden Form, zum Grundraster, dem sich die übrigen Formen der Wandgliederung – sogar Rundbogen – flächig einzuordnen haben. Dies läßt sich in St. Blasien beispielsweise in der Wandgliederung des Peristyls erkennen (in später konzipierten Bauten des gleichen Architekten, wie etwa im weitgehenden Umbau der Damenstiftskirche Buchau, kommt dieses System dann noch stärker zum Ausdruck).

In der zum Teil blockhaften Schwere einzelner Gesimse d'Ixnards verbergen sich andererseits Ansätze zu einer Entwicklung, die dann erst am Ende des Frühklassizismus zum Tragen kommen wird: bei der Zerschlagung des frühklassizistischen Flächensystems durch scharf betonte kubisch-plastische Einzelwerte. D'Ixnards Rivale, der noch um einen fühlbar stärkeren Grad im Rokoko verhaftete Nicolas de Pigage stieß sich denn auch gerade an diesem avantgardistischen Zug in d'Ixnards Schaffen („... ungeheure Größe und Disproportion dieses cordon...“).

Bezeichnend nicht nur für diesen Bau, sondern für den Frühklassizismus überhaupt, im Gegensatz zum eigentlichen Klassizismus, ist die Tatsache, daß wirkliche antike Elemente kaum vorkommen, (allenfalls abgesehen von Säulen-, und Pilasterkapitellen sowie Kuppelkassettierung). Daß im wichtigsten Bereich, nämlich an Säulen und dementsprechend an Wandpilastern der Rotunde die Corinthia (die Lieblingsordnung des Barock) erscheint, entspricht bester barocker Tradition. – Die toskanischen Peristylsäulen waren in der französischen Architektur schon des 17. und frühen 18. Jh. durchaus verbreitet. Die Kuppelkassettierung wird in ihrem antikischen Charakter bezeichnenderweise dadurch entwertet, daß sie durch Kuppelrippen unterbrochen ist.

So neuartig, bahnbrechend und schulbildend für den Frühklassizismus in Süddeutschland vieles an diesem Bau erscheinen mag, auch er steht in der entwicklungsgeschichtlichen Kontinuität, die von der Barocktradition geprägt ist und erst mit dem eigentlichen Klassizismus endgültig abbrechen wird. Zahlreiche barocke Elemente lassen sich an diesem Bau nachweisen: sie prägen in manchen Partien seine Erscheinung tiefgreifend. Als Barockreminiszenzen sind zu nennen: Dynamisierung in Säulenstellungen in Rotunde und Peristyl, Zweischaligkeit im Wandaufbau der Rotunde. Die aus Rotunde und Mönchschor bestehende Grundkonzeption bedeutet letztlich eine Variation des barocken Grundanliegens der Synthese von Zentral- und Longitudinalraum; Synopsis bzw. bildhaftes Zusammenwirken von Zweiturmfasade und Kuppel in den älteren Planphasen und schließlich das sich Bedienen von Parerga wie der typisch in der Barocktradition stehenden Wenzingerschen Fresken. – Einen schönen Beweis für die Existenz der barocken Nachwirkungen in diesem frühklassizistischen Bau erbringt Friedrich Nicolai, welcher das Bauwerk in überschwänglichen Worten lobt, jedoch mit traumwandlerischer Sicherheit gerade diese Elemente einer herben Kritik unterzieht, z. B. „... ich nehme ein Gemälde auf der Wand aus,

welches nach katholischem Brauch da sein mußte, um den Eindruck dieses herrlichen Gebäudes mir nicht nehmen zu lassen«.

Die Tatsache, daß in d'Ixnards Klosterkirche von St. Blasien barocke Elemente weiterleben, ist ein Ausdruck dafür, daß der Frühklassizismus als Ganzes ohne das Nachwirken barocker Elemente nicht denkbar ist: wenn schon bei dem die hohe französisch-akademische Schule vertretenden d'Ixnard barocke Nachwirkungen festzustellen sind, um wieviel mehr dann bei den ländlichen Baumeistern des süddeutschen Frühklassizismus, für die „Frühklassizismus“ oft nur in einer äußeren Applikation neuer Ornamentformen besteht.

Das altrömische Pantheon wurde und wird in der abendländischen Architekturgeschichte immer dann zitiert, wenn es um das Streben nach der vollkommenen, d. h. geometrisch reinen und daher abstrakt-vollkommenen Form ging. Diese seit Alberti, seit Bramantes Tempietto, seit den Zentralbautentwürfen von Leonardo, seit Michelangelos St. Peter, seit Palladio, seit Soufflotts Ste Geneviève, seit Ledoux, Boullée, Durand an einer enormen Zahl von Beispielen nachzuweisende Tatsache hat Rudolf Wittkower in seinem glänzenden Werk „*Architectural Principles in the Age of Humanism*“ (New Haven 1958; deutsche Ausgabe München 1969) nicht nur auf eine mathematische Definition der Schönheit, sondern darüber hinaus auf die Philosophie Platons zurückgeführt. Es fällt in diesem Zusammenhang auf, daß speziell die französische Kunsttheorie – freilich ihrerseits auf der italienischen Kunsttheorie des 16. Jh. fußend – bereits im 17. Jh. stark platonischen Gedankengängen huldigt, was sich z. B. am Verhältnis des großen klassisch-französischen Malers des 17. Jh., Nicolas Poussin, zur Kunsttheorie nachweisen läßt.

Diese Grundströmung zeigt sich auch in der französischen Architekturtheorie des 17. und 18. Jh. und läßt sich hier an der stark philosophisch-mathematischen Grundhaltung der wichtigsten französischen Architekturtheoretiker nachweisen. Seit der Mitte des 18. Jh. läßt

sich eine auffallende Zunahme jener Bauten verzeichnen, die sich zusammenfassend als Pantheoniden bezeichnen lassen, d. h. von Zentralbauten: Diese Vorliebe für Pantheoniden spiegelt sich ebenso in Gartenpavillons wie in monumentalen Kirchenbauten. Sie wird ebenso offenbar in Profanbauten (etwa Festsälen) wie in Chorscheitelkapellen an Kirchen. Ihre Hypertrophie erreicht diese Tendenz in der Revolutionsarchitektur, wo sie z. B. im Kugelhaus des Ledoux erstmals in voller Autonomie auftritt. In gerade dieser Autonomie aber wird, wie Hans Sedlmayr eindringlich dargestellt hat, der entscheidende Bruch vollzogen, der die alte, seit der Renaissance andauernde Tradition vom 19. Jh. unüberbrückbar trennt.

Wenn man Beziehungen zum altrömischen Pantheon herausstellt, so darf man, und dies gerade hier im vorliegenden Fall von St. Blasien, keinesfalls dem Irrtum unterliegen, die Klosterkirche von St. Blasien sei eine Pantheonkopie oder Pantheonachahmung. Über die Pläne der ersten Planungsphase von St. Blasien existiert ein Gutachten eines ausgesprochenen Vertreters eines strengen archivalischen Klassizismus und dieser hat an d'Ixnards Plänen eine Fülle von Dingen auszusetzen. Nähere Überprüfung ergibt, daß dies ausnahmslos jene zahlreichen Punkte sind, welche die Klosterkirche von St. Blasien vom altrömischen Pantheon unterscheiden: es sind alle Komponenten der französischen Klassik und in einem allgemeineren Sinn der Barocktradition, die dieses Bauwerk enthält.

Wie oben angedeutet, ist der Bezug zum altrömischen Pantheon und nicht etwa die Kopie desselben eine Grundtendenz der abendländischen Architektur zwischen Renaissance und französischer Revolution: an dieser partizipiert auch St. Blasien: nicht weniger und nicht mehr. Die autonom-radikale Vertretung geometrischer Ideen blieb der Revolutionsarchitektur, die tatsächlich weitgehende Antikenkopie dem 19. Jh. vorbehalten.

Die Klosterkirche von St. Blasien ist nicht nur das Werk französischer Architekten, sondern

gehört auch als Bauwerk im Grunde der französischen Architekturgeschichte an. Es liegt daher nahe, einen kurzen Blick zu werfen auf die möglichen Traditionen, auf Parallelentwicklungen und auf die spätere Weiterentwicklung ähnlicher Ideen. Damit ist – von ganz wenigen Fällen abgesehen – keine konkrete und direkte Beeinflussung St. Blasians durch die genannten Bauten, sondern mehr eine allgemeine Vergleichbarkeit, ein Aufzeigen der Grundströmungen, auf denen dieses oder jenes Werk aufbaut, gemeint.

Ludwig Schmieder, maßgeblich beteiligt an der Restauration der Klosterkirche St. Blasien in den Jahren 1911–1914 und Verfasser der grundlegenden Monographie über die Abtei St. Blasien hat sich ebenfalls bereits ansatzweise mit diesem Problem befaßt und in der hübsch gezeichneten Übersichtstabelle eine Reihe von Bauten zusammengestellt, die ihm mit St. Blasien vergleichbar erscheinen. Schärfere als dies Schmieder getan hat, sind Gruppen von Beispielen zu scheiden, die sich auf einzelne, ganz bestimmte Problemkomplexe an St. Blasien beziehen.

Die folgenden Beispielreihen stehen unter fünf Problemkreisen:

### 1. Problemkreis:

*Grundrißentwicklung, verbunden mit der Entwicklung des Dreiklangs von Zweiturmfassade und Kuppel*

Grundrißentwicklung (mit Ausnahme des Rotundentypus) und Problem des synoptischen Zusammenwirkens von Zweiturmfassade und Kuppel: Diese beiden Charakteristika des – meist in verschiedener Weise kreuzförmigen – Longitudinalbaus mit Seitenkapellen sowie mit dem Dreiklang aus Turmfassade und Kuppel (die mehr oder weniger große Dimensionen annehmen kann) sind insgesamt typische Merkmale der italienischen, insbesondere der römisch-barocken Sakralarchitektur. Von hier aus strahlten diese Charakteristika, dem vorbildhaften Charakter Roms noch in der ersten Hälfte des 17. Jh. entsprechend, auch nach

Frankreich aus. Dort, z. B. in Paris, sind es bezeichnenderweise Ordenskirchen, insbesondere die Jesuitenkirche S. Louis et S. Paul, welche sich an diesen Typus anlehnen. Seit etwa der Mitte des 17. Jh. beginnt sich das kulturelle und künstlerische Bewußtsein Frankreichs in einem durchaus schon nationalen Sinne mächtig zu regen. Es mehren sich die zeitgenössischen Schriften, in denen die Eigenständigkeit und ebenbürtige Leistung französischer Kunst gegenüber der italienischen Bevormundung hervorgehoben wird (etwa gleichzeitig Gründung der Kunstakademien). Die eigenständige Leistung der französischen Sakralbaukunst des 17. Jh. besteht denn auch in der eigenschöpferischen prägnanten Umsetzung italienischer Anregungen in französisches Formempfinden, was hier mit Flächenhaftigkeit, klassischer Instrumentation, strenger, intellektuell durchsichtiger und konsequenter Gliederung nur ganz allgemein angedeutet werden kann.

Hierfür seien die folgenden Beispiele herausgegriffen: Paris, Kirche der Sorbonne; Paris, Abteikirche Val de Grâce; Versailles, S. Louis; Paris, Ste Geneviève (Grundriß).

### 2. Problemkreis:

#### *Rotunde*

Zum Problem der Zentralbau-Genealogie in St. Blasien wurden schon im Zusammenhang mit dem altrömischen Pantheon einige Aspekte angedeutet. Wenn auch auf dem Gebiete des Zentralbaus, wie etwa Louis Hautecoeur in mehreren seiner Werke, besonders in seinem großen, grundlegenden Standardwerk „Histoire de l'Architecture Classique en France“ hervorhebt, italienische Anregungen, und hier nun nicht der Barockzeit, sondern vielmehr der Epoche Albertis, Leonardos, Bramantes und Palladios, den Anstoß zu eigenen französischen Entwicklungen gaben, so ist doch hier von vornherein der typisch französische Charakter in der Formulierung der Zentralbaugedanken noch weit ausgeprägter als im vorigen Problemkomplex: hier dominiert, wie A. E. Brinckmann nachgewiesen hat, sogleich ein wesentlich

stärker mathematisches Denken, genauer gesagt eine konsequente, quasi-mathematische Regularität, deren Kennzeichen die saubere Trennung und nicht die komplizierte infinitesimale Durchdringung von Räumen und Raumteilen, etwa in der Art von Borromini und Guarini, ist. Daß es hiervon – gerade in der Grenzlage des französischen Reiches – im Einflußbereich benachbarter Strahlungszentren auch vereinzelt Ausnahmen zu verzeichnen gibt, bestätigt die Regel.

Hierfür können z.B. die folgenden Beispiele angeführt werden: Paris, Eglise de l'Assomption; Schloß Vaux-le-Vicomte; Paris, Collège des Quatre Nations; Paris, Chapelle de la Salpêtrière; Paris, Invalidendom; Lille, S. Madeleine; Paris, S. Roch; Marseille, Charité; Asfeld, Kirche; Paris, Ecole de Médecine; Berlin, St. Hedwig.

### 3. Problemkreis:

#### *Innerer Wandaufriß*

Um die Mitte des 18. Jh. entwickelte sich in Frankreich ein Stützen- bzw. Wandsystem, das sich scharf und grundlegend von dem im italienischen Barock üblichen unterscheidet. Es ist jenes aus freistehenden Säulen klassischer Prägung und waagrechtem, gleichfalls klassisch formuliertem Gebälk bestehende System, für das die Kunstwissenschaft (besonders etwa Michael Petzet) den Namen Säulenarchitravsystem gewählt hat: im Gegensatz zu dem im italienischen Barock und von diesem ausgehend auch im deutschen Barock und Spätbarock gebräuchlichen Pfeiler-Arkadensystem. Zur genialen Schöpfung bzw. Wiederentdeckung des Säulen-Architravsystems haben mehrere Entwicklungen in Zusammenwirkung beigetragen, die in ihrer Komplexität hier nur kurz angedeutet werden können: mit der französischen Schlankheit und Profilschärfe in Stützen und Gliederungen verband sich eine neue Wertschätzung der Gotik. Unter den Schlüsselfiguren dieser Bewegung sind der Jesuitenpater Marc-Antoine Laugier und der Architekt J. G.

Soufflot zu nennen, deren Ziel es war, die klassische Formgebung mit der Leichtigkeit gotischer Konstruktion zu verbinden, oder, wie es Paul Frankl formuliert hat, zu sehen „Gothic through classical eyes“.

Hierfür seien die folgenden Beispiele ausgewählt: Paris, Invalides-Eglise des Soldats; Paris, Ste Geneviève (innerer Wandaufriß); Besançon Ste Madeleine; Arras, S. Vaast; Gebweiler, Notre Dame; Lyon, S. Vincent; Versailles, S. Symphorien.

### 4. Problemkreis:

#### *Peristyl*

Zum Peristyl von St. Blasien finden sich die Vorbilder gleichfalls in der französischen Sakralarchitektur des 18. Jh. Daß hier in erster Linie Servandonis Fassade von S. Sulpice zu nennen ist, wurde oben bereits angedeutet.

1731 fand für die noch fehlende Fassade dieser Pariser Kirche eine Plankonkurrenz statt, aus der als am meisten kurioses und am wenigsten französisches, anticlassisches Beispiel der Entwurf Oppenords einleitend angeführt sei. Auch zu Servandonis Fassung existieren naturgemäß Vorstufen. Nach dem Vorbild braucht man nicht weit zu suchen: es steht in der Fassade des Invalidendoms unweit von S. Sulpice in monumentaler Größe zur Verfügung. Was hier an der Fassade von S. Sulpice ebenso auffällt wie am Invalidendom, ist das Motiv der Supraposition, d. h. der Übereinandersetzung mehrerer Säulenordnungen. In der französischen Sakralarchitektur des mittleren 18. Jh. stehen Supraposition und Kolossalordnung annähernd gleichwertig nebeneinander: man braucht als Beleg hierfür nur Invalidendom und Soufflots Ste Geneviève zu zitieren. Das Nebeneinander von Supraposition und Kolossalordnung findet sich bereits in der italienischen Barockarchitektur, wofür sich sehr reiches Beispielmateriale anführen ließe. Als Beispiele hierfür greifen wir die Fassade des Gesù von Giacomo della Porta und Berninis S. Peter-Fassade heraus: was jedoch Servandonis Fassade von S. Sulpice ent-

scheidend charakterisiert, ist die Verbindung des Suprapositionsmotivs mit zwei anderen Eigenschaften: mit der Gestaltung der Fassade in Form einer offenen Galerie aus klassisch formulierten Säulen und mit dem Säulenarchitravsystem aus teilweise freistehenden Säulen und klassisch formuliertem, waagrechtem Gebälk. Genau in dieser Verbindung erscheinen diese Elemente bezeichnenderweise bei Palladio, nämlich an dessen Fassade von Palazzo Chierigati in Vicenza. Wie sehr das französische mittlere 18. Jh. nach dem Säulenarchitravsystem als seinem wesengemäßen Ausdruck strebte, zeigt sich darin, daß man den von Servandoni ursprünglich über dem Architrav der Fassade von S. Sulpice angebrachten Dreiecksgiebel, in den 1773 der Blitz schlug, nicht mehr wiederherstellte, da man den waagrechten Architrav-Abschluß bevorzugte. Andererseits soll mindestens ein kurzer Hinweis auf die freilich in mannigfacher Weise transponierte Ausstrahlung der Berninischen Fassade von St. Peter in Rom nicht versäumt werden, die mit ihrer Kolossalordnung und ihren seitlich eingebauten Turmstümpfen sowohl in dem für St. Blasien maßgebenden Konkurrenzentwurf Destouches für Ste Geneviève als auch noch in der St. Blasien Fassadenplanung in gewisser Hinsicht durchschimmert. Bei Destouches ist dies nicht einmal weiter verwunderlich, da das zeitgenössische Schrifttum Ste Geneviève in Paris ganz bewußt und ausdrücklich als ein modernes, verbessertes, französisches Anti-St. Peter betrachtet.

Hierfür seien z.B. die folgenden Vorstufen bzw. Parallelen und Beispiele angeführt: Entwurf Oppenords für die Fassade von S. Sulpice; Servandoni, Plan der Fassade für S. Sulpice; S. Sulpice, ausgeführte Fassade; Contand d'Ivry, Fassade einer Frauenklosterkirche; Paris, Ste Geneviève, Fassade; Gebweiler, Notre Dame; Langres, Cathédrale S. Mammès (Fassade); Schwetzingen, Schloßpark, Moschee; London, St. Paul.

## 5. Problemkreis:

### *Chor*

Ein weiterer Problemkomplex in der Genetik der ehem. Klosterkirche von St. Blasien betrifft den längsrechteckigen Mönchschor, genauer dessen innere Struktur. Ähnlich wie beim frühen Peristylentwurf d'Ixnards läßt sich auch hier sogleich das maßgebliche Vorbild erkennen: J. A. Gabriels Schloßkapelle von Versailles. In dieser gelangt eine auf gewichtigem (wenn auch mittels Rundbogenöffnung durchbrochenem) Sockel stehende Kolossalordnung zur Anwendung. Diese von der französischen Klassik geliebte und gern angewandte Ordnung geht, wie unschwer zu erkennen ist, letzten Endes auf den römisch-antiken Tempel zurück, dessen Säulenkranz ebenfalls auf einem hohen Sockel steht, wofür hier als Beispiel die Maison Carrée in Nîmes angeführt sei, welche die französische Kunsttheorie immer wieder als gutes Beispiel anführte. Auch im italienischen Barock war diese Art von Sockelordnung nicht unbekannt, wofür hier als Beispiel nur kurz Palazzo Madama in Turin angeführt sei. Ihre wohl großartigste und monumentalste Ausprägung erhielt diese Sockelordnung im Hauptstück der französischen Klassik, in der Ostfassade des Louvre von Claude Perrault (hier allerdings verbunden mit dem Motiv der Doppelsäule, welches bisweilen als unstatthafte Häufung von Gliedern anstelle der Einzelsäule kritisiert wurde). Dieses gerade durch die Louvre-Ostfassade berühmt gewordene Motiv einer sog. Sockelordnung tritt in der französischen Architektur auch des 18. Jh. immer wieder auf. Auch J. A. Gabriel bediente sich dieses Motivs nicht nur in seinem Garde-Meuble, sondern eben, wie gezeigt, auch in der Schloßkapelle von Versailles. Hierfür seien z.B. die folgenden Vorstufen bzw. Vergleichsbeispiele angeführt: Versailles, Schloßkapelle; Lunéville, Schloßkapelle; Paris, Louvre, Ostfassade; Paris, Garde Meuble, Fassade.

## II. Teil: Die Schicksale des Bauwerkes im 19. und 20. Jahrhundert

Am 28. Oktober 1806 wurde das Kloster St. Blasien nach dramatisch verlaufenen Verhandlungen und nach dem Scheitern der bis in die letzte Minute andauernden Bemühungen definitiv aufgehoben. Die eigentliche Aufhebungsprozedur, ein trauriger Vorgang der Zerstörung, in dem unermeßliche Werte verschleudert und der Überlieferung nach sogar Bücher als Untergrund für Fuhrwege in den Boden gestampft wurden, zog sich bis 1807 hin. Der Abt wanderte mit 32 Mönchen nach Österreich aus, 46 Konventualen blieben in der Heimat zurück, zum Teil als Lehrer am Gymnasium in Konstanz, zum Teil als Pfarrer. Abt und ausgewanderte Mönche kamen zuerst im Stift Spital am Pyhrn unter und erhielten 1809 die Gebäulichkeiten des aufgehobenen Benediktinerstifts St. Paul in Kärnten zugewiesen, dort starb der letzte St. Blasianer Mönch 1862.

Wie im Säkularisationsvorgang auch sonst zu beobachten ist, so nahm der Staat auch hier zuerst die gewinnbringenden Aktiva des Klosterbesitzes an sich; doch schon bald machten sich die liegengeliebenen und von keiner florierenden Klosterökonomie getragenen Passiva in höchst unliebsamer Weise bemerkbar. Was sollte man mit der großen, ausgepopt zurückgeliebenen Hülle anfangen, welche Kirche und Klostergebäude nunmehr darstellten? Während die staatliche Finanzkammer einen hohen ständigen Defizitbetrag an Bauunterhaltung errechnete (4899 fl.), stellten sich ungebetene Einwohner in den öde liegenden Klostergebäuden ein. Eine sinnvolle Nutzung dieser Gebäude blieb auf Jahre hinaus ein für die staatliche Verwaltung kaum lösbares Problem, das dadurch noch verschärft wurde, daß mit der Aufhebung des Klosters auch das Wirtschaftszentrum der ganzen Region vernichtet war, so daß St. Blasien und Umgebung zum ausgesprochenen Notstandsgebiet wurde, wie denn die Berichte eindringlich genug von öder, abgelegener und entsprechend armer Gegend spre-

chen. Für die staatliche Finanzverwaltung lag es natürlich nahe, das Defizitobjekt so schnell als möglich los zu werden. Für die Klostergebäude, die einer gewerblichen Nutzung zugeführt werden konnten, war dies möglich, nicht aber für die große Klosterkirche, so daß der Wunsch nach deren Abbruch laut wurde.

Erlaß des großherzoglichen Kabinettsministeriums vom 26. 9. 1808:

„So sehr es auch seiner Königlichen Hoheit Gefühl für das Schöne entgegen ist, ein so vorzügliches Denkmal der Baukunst wie die Kirche zu St. Blasien ist, der Zerstörung zu überlassen, so wenig scheint Höchstdemselben die kostbare Erhaltung dieses Gebäudes in blosser aesthetischer Rücksicht rätlich und wirtschaftlich zu sein. Höchstdieselbe vereinigen sich demnach mit dem Vorschlag des Finanzministerii vom 12. dieses Monaths, wonach alles Brauchbare in dieser Kirche zu benutzen und solche sonach eingehen zu lassen ist.“ (Zit. nach Schmieder Anhang S. 116)

Nur die vorgerückte Jahreszeit verhinderte zum damaligen Zeitpunkt den Abbruch. Der einzige Wertbestand, den die ausgeräumte Klosterkirche noch zu bieten vermochte, war ihre Kupferdachdeckung (50 000 fl.), die dann auch abgenommen und versteigert wurde; an die Stelle des Kupfers trat zunächst eine auf 8000 bis 10 000 fl. zu veranschlagende Schindeldeckung, 1832 jedoch – aus Gründen der Feuergefahr und großer Unterhaltskosten – eine Zinkblechdeckung (15 800 fl.), die bis zum neuerlichen Brand 1874 bestand und die Kuppel auf den photographischen Ansichten vor 1874 in weißsilbrigem Ton erscheinen läßt.

Kurzzeitig tauchte auch der Plan auf, den Chor als Pfarrkirche zu benutzen, die Rotunde aber teilweise zu demolieren und als ungedeckte Halle stehen zu lassen, was man jedoch aus Furcht vor der Ansammlung großer Schnee- und Eismassen in der Rotunde unterließ.

Die zunächst allein vom finanziellen Stand-

punkt aus betrachtete Frage wurde schließlich dem höchsten badischen Baubeamten, dem Architekten Friedrich Weinbrenner vorgelegt. Weinbrenner, von dem hohen architektonischen Kunstwert der Klosterkirche überzeugt, liefert in verschiedenen Gutachten ein Meisterstück der Erhaltensdiplomatie. Die Finanzkammer bekämpft er mit deren eigenen Waffen: Indem er darlegt, einem ohnedies abgelegenen und menschenleeren Gebiet solle nicht durch mutwilligen Abbruch vorhandener Anlagen weiterer Substanzverlust zugefügt, sondern umgekehrt, die vorhandenen Anlagen durch gewerbliche Nutzung und dergleichen in einen volkswirtschaftlichen Aktivposten verwandelt und dadurch der Bevölkerung Arbeit und dem Ort bzw. Staat Steueraufkommen gebracht werden. Erst in einem zweiten Anlauf trägt Weinbrenner dann sein wirkliches Anliegen vor: der Bau müsse unbedingt erhalten werden, welchen Standpunkt er mit imponierender Schärfe vertritt: „Der Gang der Zeit veranlaßt, daß seit wenigen Jahren, manche während Jahrhunderten erzeugte Kunstprodukte verheert und zum Teil ganz vernichtet wurden. Ob nun diese Demolierungssystema für unsere Zeiten ersprießlich sind, vermag ich nicht zu entscheiden, jedoch glaube ich nach Erfahrung und Schilderung ähnlicher vergangener Zeitperioden, wo die Vandalen Rom und die verschiedenen europäischen Kriege manche Monumente unserer Voreltern zerstört haben, behaupten zu dürfen, daß es einstens die Nachwelt nicht ganz gleichgültig ansehen wird, wenn man gegenwärtig bloß aus Kostenmenagierung für die Unterhaltung dergleichen klassischen architectonischer Werke wie die Kirche zu St. Blasien für ein Hauptgebäude des 18ten Jahrhunderts gelten kann, zerstört oder in sich zusammenfallen läßt.“ (8. 6. 1810 (Zit. nach Schmieder Anhang S. 116)

„Habe ich mich bei der Lokalbesichtigung der St. Blasischen Klostergebäude überzeugt, daß ich mit vielem Recht seit mehreren Jahren gegen die Destruierung der dasigen Kirche, welche ich vormals aus Bauplänen und den Akten kannte,

berichtet habe, indem dieses Kirchengebäude, wengleich nicht ein Muster von vorzüglicher Baukunst, doch immer ein ausgezeichnetes Denkmal der Kunst des 18. Jh. bleibt, woran wir in unserem und selbst in den angrenzenden fremden Landen nichts ähnliches und bessres der Nachwelt aufzuweisen haben“ (12. 8. 1813).

Weinbrenner führt des weiteren aus, das Gebäude solle nicht nur erhalten, sondern auch gottesdienstlich genutzt werden. Das Problem der Bauunterhaltung könne dadurch entschärft werden, daß jene Teile des Außenbaus, die besonders viel Bauunterhaltung verlangen, durch geringfügige Vereinfachung so gestaltet würden, daß die kleine Pfarrgemeinde in der Lage sei, die Bauunterhaltungskosten weitgehend zu tragen. Dies gilt insbesondere für Teile der Dachdeckung.

„...für die geringste Conservierung des Gebäudes alles Ueberflüssige und was zur kostspieligen Unterhaltung desselben gehört, hinwegnehmen und in Form und Gestalt simplifizieren...“ (8. 6. 1810).

„...ist es für die Conservierung der beyden vorn vor dem Portal stehenden Thürme erforderlich, daß an denselben das alte runde Kuppeldach weggenommen und dann mit einem spitzigen Pyramidal Dach versehen werde, indem diese Form weniger kostspielig, solider und besser zum Eindecken mit Schindeln geformt ist...“ (12. 8. 1813) (Zit. nach Schmieder Anhang S. 118)

Entsprechend Weinbrenners, erst 1828 ausgeführten, Vorschlägen wurden die beiden Kuppeln auf den Pylonen durch Pyramidendächer ersetzt, das Dach über dem Peristyl in einfacher Pultdachform so weit angehoben, daß die an die Rotunde anlaufenden volutenförmigen Strebepfeiler verschwanden, wodurch diese komplizierte und witterungsgefährdete Stelle eliminiert war. Von den Oculi in der Attika wurde jeder zweite zugemauert und die übrigen in kleine Rechtecköffnungen verwandelt.

Weinbrenner hat gegenüber der Finanzverwaltung erreichen können, daß die Kirche erhalten

und weiterhin gottesdienstlich als Pfarrkirche benützt werden konnte. In solcher Weise bestand die ehemalige Klosterkirche offensichtlich bis 1874 fort.

Dabei ergeben sich, was die Ausstattungsstücke betrifft, einige Probleme: einmal das Schicksal des ehemaligen Chorgestühls. Es wird aktenkundig berichtet, in der Nachfolge der Säkularisation sei 1820 das Chorgestühl in die katholische Pfarrkirche nach Waldshut verbracht worden, wo es, wenn auch verändert, tatsächlich noch steht. Andererseits zeigen Aufnahmen der Klosterkirche von 1874 eindeutig die noch fast vollständige Auskleidung des Chorerdgeschosses mit dem – zweifellos noch weitgehend ursprünglichen – Chorgestühl. Nun entspricht der Umfang des in Waldshut stehenden Gestühls (die beiden letzten Reihen des Laiengestühls sowie je ein kurzes Stück Gestühl im Chor der Kirche) niemals dem vollen Umfang des ehemaligen St. Blasianischen Chorgestühls; wenn das genannte Gestühl in Waldshut nicht überhaupt aus dem Winterchor in St. Blasien stammt, kann also nur ein Teil des St. Blasianischen Chorgestühls nach Waldshut gekommen sein, wobei der größere Teil und vor allem das – entsprechend dem Entwurf von Pigage – schwungvolle Dorsale in St. Blasien zurückblieb und jedenfalls erst 1874 vernichtet wurde. Ein anderes Problem stellt das Chorgitter dar. Aus Entwürfen und Archivalien geht zweifelsfrei hervor, daß der Entwurf zum Chorgitter von d'Ixnard entworfen, von Pigage abgeändert und von Schlossermeister Hugeneß ausgeführt war. Wie diese Ausführung allerdings im einzelnen aussah, bzw. inwieweit sie sich dem erhaltenen d'Ixnardschen Entwurf näherte oder nicht, ist wohl nicht mehr festzustellen: vor 1874 jedenfalls war das nördliche Intercolumnium der Rotunde durch ein mächtiges, zweiflügeliges, schwarz gestrichenes Schmiedeeisentor mit reicher Louis-XVI-Bekrönung verschlossen; in den beiden anschließenden seitlichen Interkolumnien befand sich je ein – wenig niedrigeres – sowie durch eine waagrechte Zierbalustrade abgeschlossenes Gitter. Schmieder

schreibt, das Chorgitter sei „noch zu Zeiten des Klosters abgenommen und in Teilen dazu verwendet worden, die drei Tore zur Rotunde innen nochmals wirkungsvoll abzuschließen.“ (Schmieder S. 230) Ein Blick auf den Zustand vor 1874 zeigt jedoch, daß dies unmöglich zutreffen kann; das große, zweiflügelige Schmiedegitter im nördlichen Intercolumnium der Rotunde, das heute unmittelbar in der Nische des Hauptportales steht, kann wohl niemals mit dem Hochaltar in Zusammenhang gestanden haben, sondern war wohl von Anfang an für diesen Zweck, dem es vor 1874 und im wesentlichen noch heute dient, vorgesehen.

Anders steht es mit den Gittern in den beiden seitlichen Intercolumnien, welche seit dem Brand von 1874 verschwunden sind. Sie scheinen tatsächlich Bestandteile des ehemaligen Chorgitters zu sein, wenn auch der ursprünglichen reicheren Bekrönung und Verzierung beraubt. Es könnte sich dabei um jene Gitterteile handeln, welche ursprünglich die seitlichen Distanzen zwischen Hochaltar und Chorwand verschlossen, wobei der Hochaltar selbst – wohl im wesentlichen ähnlich dem d'Ixnardschen Entwurf – durch eine triumphbogenartige Bekrönung überspannt wurde.

Daß die Versetzung der Chorgitterteile in den Norden der Rotunde schon vor Aufhebung des Klosters vorgenommen worden sein sollte, scheint wenig plausibel: Während das Chorgitter zu Zeiten des Klosters benötigt wurde, da die im Chor versammelten Mönche vom Laienpublikum in der Rotunde getrennt sein wollten, wurde diese Trennung mit Aufhebung des Klosters sinnlos, zumal ja nach 1806 zunächst nur der ehemalige Mönchchor als Pfarrkirche für die nur kleine Gemeinde verwendet werden sollte. Es ist also anzunehmen, daß das alte große Chorgitter anlässlich der Säkularisation demoliert und die Seitenflächen in vereinfachter Weise in den beiden seitlichen Intercolumnien im Norden der Rotunde aufgestellt wurden. Allerdings muß man schon bald empfunden haben, daß der weitgehend einen Raumteil für sich bildende Chor gegen die Rotunde hin eines ge-

wissen Abschlusses einfach bedurfte, weshalb man im ersten Drittel des 19. Jh. ein einfacheres niedrigeres Chorgitter aus Drahtgeflecht und offenbar geschmückt mit einigen Zierteilen des alten Chorgitters wieder errichtete und auf diese Weise den immer schon von beiden Seiten benützbaren Hochaltar in eine den Chor abschließende Trennwand einpaßte. Dieses ging, wie fast alle andern Ausstattungsstücke der Klosterkirche auch, 1874 unter. Es bleibt bemerkenswert, daß man in den Jahren nach Aufhebung des Klosters, selbst in einer Zeit großer Armut sich doch verpflichtet fühlte, den, wenn auch geschädigten, Bestand der Klosterkirche doch wenigstens so weit wieder zu ergänzen, daß er wieder benützbar und ein einigermaßen befriedigendes Ganzes blieb.

Im Laufe der ersten beiden Drittel des 19. Jh. trug der seit 1806 allein baupflichtige Staat die

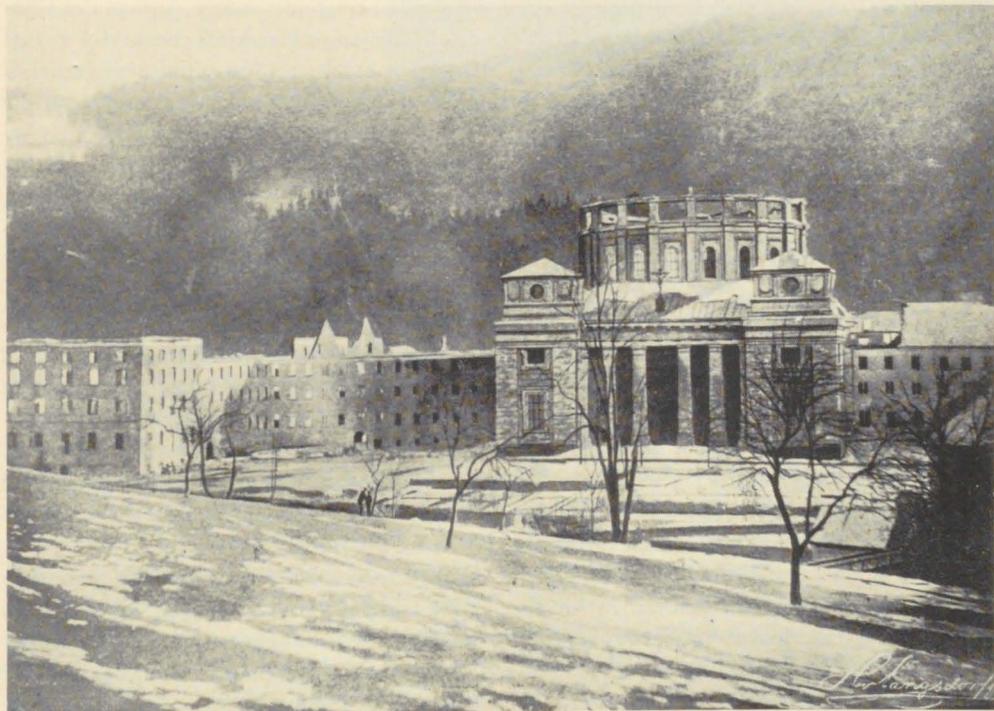
zur laufenden Unterhaltung der ehemaligen Klosterkirche notwendigen Überholungsarbeiten, wenn auch nicht ohne beständige Klage über den „Druck der Finanzverhältnisse“.

1850 berichten die Kirchenakten, daß Wiederherstellungsarbeiten im Gesamtbetrage von über 6000 fl. genehmigt worden seien (Dachreparatur und Reparaturen am Chor, Vergoldung des Knopfes auf der Rotunde).

1852 sprach das Erzbischöfliche Ordinariat den Wunsch aus: „Die Weisselung der Kirche zu St. Blasien wird wohl zur Reparatur der Kirche und zur Wahrung vor weiterem Zerfall gehören und daher auf geeignete Weise bewirkt werden können.“ Hinter diesem scheinbar bescheidenen Wunsch des Ordinariats hatte sich in Wirklichkeit auch schon für damalige Begriffe ein denkmalpflegerisches Problem großen Ausmaßes verborgen, waren doch die gesamten Deko-

*Ein Großbrand vernichtete am 7. Febr. 1874 binnen weniger Stunden nicht nur die ganze Osthälfte der Klosteranlage, sondern auch deren Herzstück, die große Klosterkirche.*

Foto: Haime, St. Blasien



rationen der großen Zierkuppel ausnahmslos gemalt. Das diffizile Unterfangen wurde denn auch gar nicht in Angriff genommen:

Pfarrer Braun in St. Blasien trat – in erschreckender Weise ahnungsvoll – mit der Forderung hervor „...daß womöglich überall dort, wo Fabrikgebäude und Kirche zusammenstoßen... Feuermauern aufgeführt und derart gegen allfällige Feuergefahr vorgesorgt werden möchte...“

Dieser Forderung wurde nicht entsprochen. Die genannte Bemerkung ist in den St. Blasianschen Kirchenakten der letzte Hinweis auf geplante oder gewünschte größere Baumaßnahmen vor jenem Ereignis, welches das weitere Schicksal des Baues grundlegend veränderte. Am 7. Februar 1874 brach um 5.20 Uhr morgens in der Südostecke der als Textilfabrik benützten Klosteranlage ein Brand aus, der rasch die lagernden Textilvorräte entzündete. Löschmaßnahmen wurden dadurch sehr erschwert, daß der Wasserkanal zugefroren und die Schläuche defekt waren. Durch strenge Kälte gefror außerdem das Löschwasser in den herbeigebrachten Ersatzschläuchen. Durch Hauen einer Dachbresche gelang es in höchster Not, den Brand wenigstens vom westlichen Teil der Klosteranlage, der Abtei, fernzuhalten, während die ganze übrige Anlage und besonders die Klosterkirche in wenigen Stunden vollkommen ausbrannten.

„Damit war das stolze Werk Gerberts in Asche gesunken“ (Schmieder, 236).

Klagend schrieb der St. Blasianer Pfarrer an die Großherzogliche Domänenverwaltung am 22. 2. 1874:

„...Feuersbrunst vernommen. Wir haben damit viel, sehr viel verloren; nur die Hoffnung, daß möglichst wieder hergestellt werde, was der Unglückstag so plötzlich geraubt, mildert unser Leid. Was unser Ruhm, was des Schwarzwalds Zierde, was ein Kleinod des deutschen Vaterlandes war, das Werk des ruhmreichen, unvergeßlichen Fürstabts Martin Gerbert, sollten wir nicht eiligst das Unsrige thun, daß es wiedererstehe in neuer Pracht.“

Die Jahre 1875 und 1876 wurden für Aufräumarbeiten und das Aufstellen von Gerüsten benötigt. 1877 begannen erste Wiederherstellungsarbeiten: Nur der ehemalige Chor wurde als Pfarrkirche benutzt, dieser wiederhergestellt sowie zwischen Chor und Rotunde eine Trennwand aufgeführt, da die Rotunde vorerst nicht wieder hergestellt, sondern nur neu eingedeckt und zunächst in devastiertem Zustande belassen werden sollte.

1879: Neuerrichtung einer Außenkuppel über der Rotunde: Meridianbogen aus Stahl, darüber Holzlattung und Beschlagung mit Kupferblech: die heute noch bestehende Außenkuppel. Die Kuppelform wurde um ein geringes steiler gewählt als die von Pigage geschaffene alte, im Kuppelscheitel anstelle des früher herabhängenden jetzt ein waagrechtter Wulst aufgesetzt. Wiederherstellung der Attika mit regelmäßiger Folge von Oculi und Bekrönung durch Broncevasen. Auch über dem Chor Dachstuhl als Stahlkonstruktion, jedoch – ebenso wie über dem Rotundenumgang – Wellblechdeckung. 1878–1880 folgte der innere Ausbau des Chores, um diesen als Pfarrkirche benützlich zu machen. Der Stuck, mit Ausnahme der figürlichen Teile, wurde wieder hergestellt und sogar die ursprüngliche rötliche Marmorierung der Architekturtteile im Chor durch Hofdekoremaler Faber rekonstruiert (!). Es ist erstaunlich, daß man nach einer Brandkatastrophe von solchem Ausmaß die Verpflichtung verspürte sowie den Mut und die Ruhe hatte, die alte Marmorierung des Chores wiederherzustellen. – Demgegenüber weniger bedeutend, da wohl auch nicht auf Dauer berechnet, waren die in den nun als Pfarrkirche ausgebauten Chor eingestellten Ausstattungsstücke: 1879 Choraltar (im Süden anstelle der früheren Orgelempore aufgestellt), 1880 Kanzel und Seitenaltäre; 1881 Weihe der Chorkirche.

Die noch vorhandenen Altarbilder (Himmelfahrt Christi, Hl. Blasius und Hl. Fridolin) stammen von Hofmaler W. Dürr. An der Scheidewand zur Rotunde Anbringung einer neuen Orgelempore.

*Das Innere der ehemaligen Klosterkirche nach der Brandkatastrophe vom 7. 2. 1874.*

Foto: Haine, St. Blasien



1879–1883: erste Etappe in der Wiederherstellung der Rotunde: Ausbesserung des Stucks sowie Weisselung der Rotundenwände (ob schon damals die farbliche Scheidung zwischen struktiven Teilen in Weiß und füllenden Teilen in hell-Ocker angebracht wurde, die heute noch vorhanden ist, steht nicht fest, ist jedoch unwahrscheinlich, sie dürfte vielmehr in Vereinfachung des alten Zweiklanges glänzend Weiß – gebrochen Weiß einfach weiß gewesen sein); Reparatur der Kapitelle über den Rotundensäulen sowie des Architravs. Der Schaft der Säulen blieb jedoch noch unverputzt; Einsetzung von Fenstern; Sandboden mit sich kreuzendem Plattenweg. Der örtlichen Überlieferung nach

wurde die unausgebaute Rotunde gelegentlich als Markthalle benutzt.

1900 ff.: Reparatur des Dachstuhls über den Seitenschiffen des Chors.

1902: Dachreparatur über dem Rotundenumgang.

Seit 1905 intensivierten sich, besonders durch den unermüdlichen Einsatz des Pfarrers Theophil Lamy, der als die eigentliche treibende Kraft dieses Unternehmens anzusehen ist, die Bemühungen zur endlichen Restaurierung der Rotunde. Pfarrer Lamy ging dabei sehr geschickt vor, indem er in zahlreichen Bittschriften an die großherzoglichen Behörden immer mit dem viel zu kleinen Platzangebot in der

Chorkirche für die wachsende und neuerdings durch den Zustrom von Kurgästen noch zusätzlich erhöhte Zahl von Gläubigen argumentierte. Ein erster entscheidender Schritt war erreicht, als es – mit Hilfe einflußreicher Karlsruher Beamter – gelungen war, Großherzog Friedrich I. für die Idee des Rotundenausbaus zu gewinnen. Eine entscheidende Runde voraus war Lamy damit seinen hauptsächlichsten Gegnern: einzelnen besonders sparsamen Finanzbeamten sowie der damals einflußreichen altkatholischen Bewegung, die offenbar danach strebte, teilweise in den Besitz der ehemaligen Klosterkirche zu St. Blasien zu gelangen. Auf Weisung des Großherzogs änderte sich alsbald die Haltung der Finanzbehörden, wenn diese auch immer noch die Angelegenheit in die Länge zu ziehen trachteten.

Ministerium der Finanzen: „Nachdem jetzt unter Aufwendung ganz erheblicher Kosten die Neueindeckung der Kuppel mit Kupfer durchgeführt, ferner die Instandsetzung der beiden Glockentürmchen vollendet und damit die äußere Wiederherstellung in der Hauptsache als vollzogen anzusehen sei, habe indessen mit Rücksicht auf die damalige Lage der Staatsfinanzen und den erheblichen Aufwand, den andere dringliche Bauten der Staatsverwaltung erforderten, von einer ununterbrochenen Weiterführung der Renovierungsarbeiten abgesehen werden müssen.“ (7.3. 1906)

Pfarrer Lamy nutzte sogleich die ihm durch das grundsätzliche großherzogliche Einverständnis gegebene Chance:

„Mit dankbarster Gesinnung hat der katholische Stiftungsrat den Bericht vom 27.3. 1906

*Rund vierzig Jahre vergingen, bis der großartige Kirchenbau im ganzen wiederhergestellt war.*

Foto: Rogg, St. Blasien



aufgenommen, worauf der Ausbau der Rotunda in der geplanten Weise vollendet werden soll. . . Mit der ergebensten Bitte, vor allem um Einstellung eines entsprechenden Postens für den Ausbau der Rotunda erlaubt sich der katholische Stiftungsrat aufrichtigsten Dank“ (9.5. 1906).

Allmählich setzte sich auch die Überzeugung durch, es solle die nach dem Brand von 1874 zwischen Chor und Rotunde errichtete Trennwand wieder entfernt werden.

Gefahr drohte diesem Gedanken plötzlich von unerwarteter Seite: Erzbischöflicher Baudirektor a. D. Max Meckel, bekannter und begabter Architekt, der gerade auch auf dem Gebiet des Kirchenbaus prägnant hervortrat (vgl. in Freiburg die von ihm 1892–1897 errichtete Herz-Jesu-Kirche im Stühlinger), wurde von den Behörden um ein Gutachten über die Wiederherstellung der Klosterkirche in St. Blasien angegangen und gab eine sehr sonderbare Stellungnahme ab: Entweder solle man den Chor prunkvoll ausstatten, mit Marmorinkrustation, Marmorboden, großem Orgelprospekt, vergoldetem Altar als Hauptbezugspunkt für den Kirchenbesucher, oder aber die nach dem Brand von 1874 aufgeführte Trennwand zwischen Chor und Rotunde auch nach Wiederherstellung der Rotunde belassen, den Chor weiterhin als Pfarrkirche, die abgetrennte und in einfacher Weise wiederhergestellte Rotunde jedoch als Festraum benützen. Für die Trennung von Chor und Rotunde führt Meckel unter anderem an, die veränderte Zweckbestimmung der Kirche fordere auch eine andere innere Organisation, der kubische Rauminhalt der Rotunde sei für einen Prediger kaum zu bewältigen, die bei Wiedervereinigung der beiden Raumteile und Aufstellung der Orgel am ursprünglichen Ort weite Entfernung der Orgel von den Kirchenbesuchern in der Rotunde mache sich ungünstig bemerkbar.

Was kann einen Architekten wie Meckel zu diesen Vorschlägen bewogen haben? Daß der erstere Vorschlag von vornherein niemals in Frage kommen konnte, muß auch Meckel selbstver-

ständig gewesen sein, da er ja mehrfach Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit als Hauptargumente für seine Vorschläge anführte.

In architektonisch-künstlerischer Hinsicht zeigt sich hier, daß Meckel als Architekt des späten 19. Jh., als Verehrer der mittelalterlichen Baukunst und als Anhänger eines vereinheitlichenden Gemeinderaumes mit dem frühklassizistischen St. Blasianischen Raumkonzept und der dortigen scharf abgegrenzten Aneinanderreihung verschiedener Raumteile nicht viel anfangen konnte.

Man kann sich aber auch des Eindrucks nicht erwehren, als seien für Meckels Gutachten auch sachfremde Gründe maßgebend gewesen: sei es, daß sich Meckel dem Ministerium der Finanzen und dessen Sparsamkeitstendenz gefällig erweisen wollte, oder sei es, daß jene Kreise ihn für sich zu gewinnen verstanden, deren Ziel es war, Chor und Rotunde verschiedenen Konfessionen zuzuweisen.

Die letzteren Vermutungen erhalten Nahrung durch den im Pfarrarchiv St. Blasien erhaltenen Schriftwechsel jener Jahre: ein Besucher Meckels, der ihn wegen seines Gutachtens über St. Blasien ansprach, berichtete an das Pfarramt St. Blasien: „Ich würde mich an seiner Stelle als Schöpfer von Werken wie der Kirche im Stühlinger u. a. nie dazu hergeben, ein nur von der Rücksicht auf Ersparnisse eingegebenes, den Wünschen der Regierung Rechnung tragendes Gutachten abzugeben. . .“ (25. 10. 1907)

Das Meckelsche Gutachten wurde jedenfalls vehement bekämpft und zwar sowohl von Kunstfreunden wie auch von der katholischen Kirche. In einem ausführlichen Schreiben vom 22. 10. 1908 legte das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg an das Großherzogliche Ministerium der Finanzen in Karlsruhe seinen Standpunkt dar und gab sich Mühe, Meckels Gutachten Punkt für Punkt zu widerlegen.

„Den Bedenken, welche von dem Erzb. Baudirektor Max Meckel in seinem Gutachten vom 18. August d. Js. hiegegen geltend gemacht worden sind, vermögen wir ausschlaggebende Bedeutung nicht beizumessen. Es ist bekannt,

daß die Stärke Meckels auf einem gänzlich anderen Stilgebiete liegt und daß überhaupt seine Auffassung von der geeignetsten Ausgestaltung eines Kirchenraumes (vgl. Gurlitt, Handbuch der Architektur IV. Teil 8. Halbband 1. Heft S. 298 ff.) eine nicht allgemein anerkannte und jedenfalls der Bauidee der St. Blasianer Kirche so entgegengesetzt ist, daß sie in dieser Sache nicht wohl ausschlaggebend sein kann, daß vielmehr entsprechend dem Kommissionsbericht der II. Kammer vom 15. Juni 1908 das letzte Wort bezüglich der künstlerischen und technischen Begutachtung dieses Bauprojektes Künstlern und Architekten vorzubehalten sein dürfte, die gerade in dem Baustil der St. Blasianer Kirche zu Hause sind.“ (22. 10. 1908)

Das Erzbischöfliche Ordinariat argumentierte besonders geschickt, indem es hervorhob, daß es bei der Herstellung der ehemaligen Klosterkirche von St. Blasien gar nicht so sehr um technische und auch gleichsam nur in zweiter Linie um gottesdienstliche Fragen, sondern vor allem um einen Akt der Pietät gegenüber einem historischen Denkmal gehe.

„Nun handelt es sich bei der Kirche in St. Blasien zudem nicht um einen Neubau, sondern um pietätvolle Wiederherstellung eines kostbaren Erbstückes aus der Zahl der einheimischen Denkmäler kirchlicher Kunst, einer Kunst, die in eben dem wiederherzustellenden Zustand fast ein Jahrhundert ihren Zweck erfüllt hat.“ (22. 10. 1908)

Damit konnte das Erzbischöfliche Ordinariat (damals!) sicher sein, eine breite Mehrheit hinter sich zu haben. Das sich so ergebende Bild ist nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse: Während damals die Auseinandersetzung um ein Baudenkmal mit der Forderung nach Pietät gegenüber der Geschichte gegen den Widerstand der finanziellen und Zweckargumente zu gewinnen war, so dürfte die Gewichtsverteilung heute anders aussehen, da nur allzu oft jene Pietät zum „Humanitätsgedudel“ abgewertet und die angeblich realistischen Kosten- und Zweckargumente zur unangreifbaren Position verabsolutiert werden.

In den Jahren 1907/1908 stimmten – noch einmal aufgerufen durch ein vom Stiftungsrat und den Gemeinden des Kirchspiels verbreitetes gedrucktes Bittblatt – nach und nach die badische Ständekammer und die zuständigen Exekutivorgane der Monarchie dem Vorhaben zu.

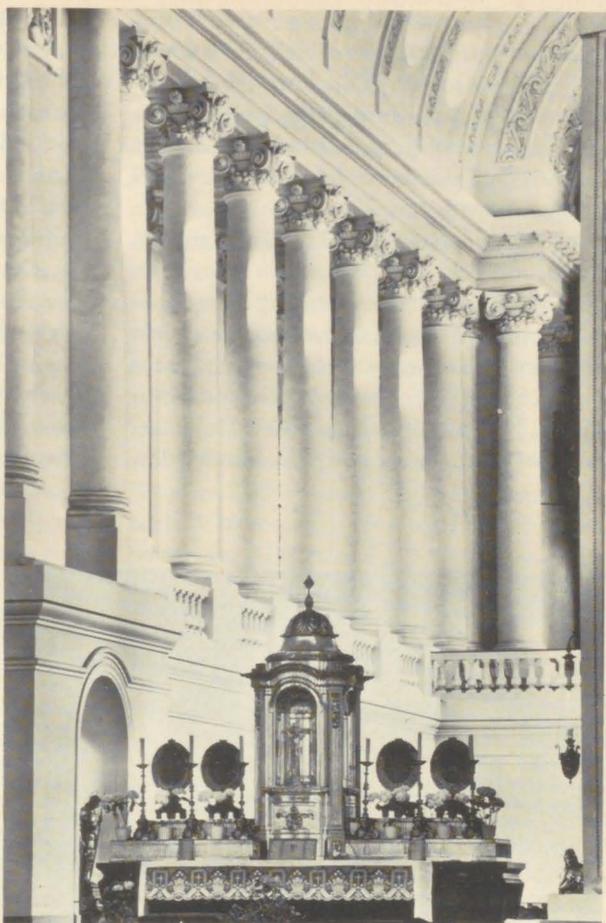
Den entscheidenden Anstoß für den endgültigen Entschluß zum Wiederausbau der Rotunde, zur Eliminierung der Trennwand sowie zur anpassenden, vereinheitlichenden farblichen Behandlung beider Raumeile gaben die Gedanken der Oberbauräte C. Schäfer, Hanser und Ostendorf. Fr. Ostendorf und L. Schmieder, der spätere Verfasser der großen Monographie über St. Blasien, waren die eigentlichen Architekten der Wiederherstellung.

Vollkommen neu zu errichten war die Zierkuppel, und zwar unabhängig von der bereits 1878 errichteten Tragkonstruktion der Außenkuppel, außerdem sollten die vor dem Brand von 1874 nur gemalten Ornamente der Zierkuppel nunmehr plastisch-stuckiert ausgeführt werden. Die Statik der Zierkuppel stellte ein schwieriges Problem dar, da die tragenden Außenmauern durch den Brand geschwächt waren. Den hierfür ausgeschriebenen engeren Wettbewerb gewann die Firma Dyckerhoff & Widmann und errichtete 1910/1911 ein flach ansteigendes Eisenbeton-Zeltdach, an welchem die Zierkuppel in einzelnen Platten mittels Eisendraht aufgehängt wurde. Diese Baumaßnahme stieß damals, wie ihre Publizierung zeigt, in der Bauwelt auf lebhaftes Interesse. (Literatur: Deutsche Bauzeitung. 47. Jg. Nr. 77, Berlin, 24. 9. 1913; 47. Jg. Nr. 78, Berlin, 27. 9. 1913; Mitteilungen über Cement, Beton und Eisenbetonbau, Jg. 1912, Nr. 11.)

In Zusammenhang mit der Wiederherstellung der Zierkuppel trat auch die Frage nach dem Ersatz der beiden 1874 verbrannten Kuppelfresken von Christian Wenzinger auf. Obwohl ein photographisches Abbild der Wenzingerschen Fresken vorhanden war und sich einzelne Gutachter wie C. Schäfer für eine Rekonstruktion der Wenzingerfresken einsetzten, entschied sich das Finanzministerium für eine moderne

*Im Zusammenhang mit dem Wiederausbau der Rotunde durch Fr. Ostendorf wurde auch der (bis dahin marmorierte) Mönchschor einheitlich mit der Rotunde im Farbkontrast gelb-weiß gefaßt. In diesem Zustand verblieb der Mönchschor bis 1969*

Foto: Rogg, St. Blasien



Lösung, d. h. dafür, dem Maler weitgehend freie Hand zu geben.

Aus einem engeren Wettbewerb unter den Malern A. Groh, H. A. Bühler und W. Georgi aus Holzhausen am Ammersee ging der letztere als Sieger hervor, der nach mehrfacher Umarbeitung seines Entwurfs 1910 die beiden Fresken mit gegenüber Wenzinger veränderter Thematik (jetzt im Scheitel Mariae Himmelfahrt, über dem Choreingang Stiftung des Klosters durch Reginbert von Seldenbüren) ausführte. Nebenbei sei bemerkt, daß die für jene Zeit stattlichen Honorare von der Wertschätzung, die dem Künstler damals allgemein entgegengebracht

wurde, beredtes Zeugnis ablegen. Die Wettbewerbsteilnehmer erhielten für ihre Skizzen immerhin je 750,- und Georgi für die ausgeführten Deckenbilder 13 500,- Goldmark.

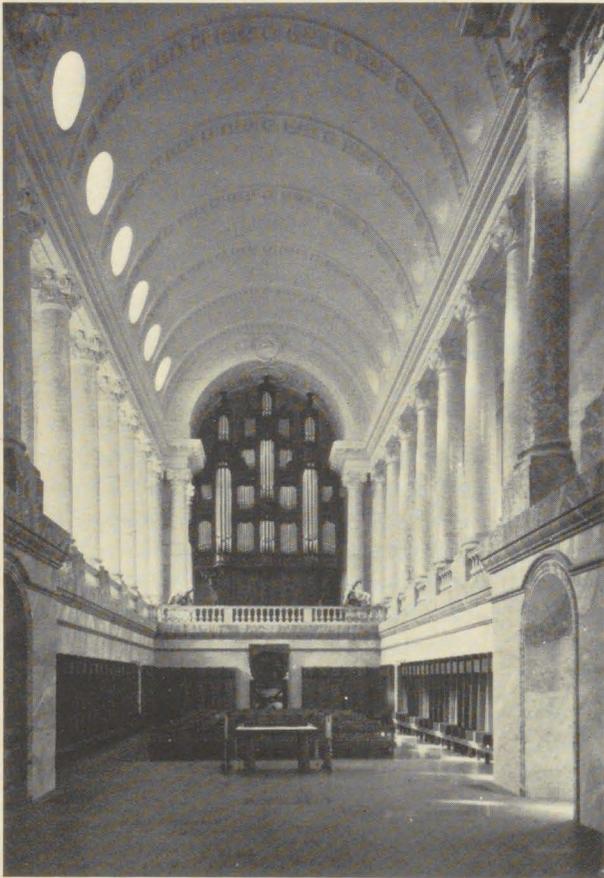
Nicht ohne Spannung verlief der Wettlauf zwischen Rekonstruktion und einpassender Neuschöpfung, worin sich ein immer wieder auftauchendes denkmalpflegerisches Grundproblem verbirgt. Für die moderne Lösung plädierten namhafte Gutachter, darunter neben dem Großherzog selbst auch der großherzogliche Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums, Professor Joseph Sauer, d. h. die kirchliche Denkmalpflege.

Sauer bekennt sich nach einem kunsthistorischen Exkurs, in welchem er als Vorbild für die Georgische Madonna in der Form Tizians Assunta und in der lichten Farbgebung Rubens und Tiepolo anführt, zu dem Entwurf Georgis, welcher, die Tradition verarbeitend, eine eigenständige Lösung darstelle.

Dann spricht in Sauer der Theologe: er gibt der Sorge Ausdruck, ob es Georgi auch gelinge, den religiösen Inhalt klar und würdig genug zum Ausdruck zu bringen; und schließlich spricht aus ihm der Konservator, der aufgrund mancher schlechten Erfahrungen der modernen Kunst allgemein mit einem gewissen Mißtrauen begegnet, indem er einerseits der seit dem Im-

pressionismus sich malerisch auflösenden Pinselschrift und andererseits den schwärend satten Farbmassen der Jugendstilmalerei skeptisch gegenübersteht.

„In der Skizze scheinen mir dagegen die schweren, dunklen Farbenmassen zu dominieren und damit nicht nur den Grundcharakter des Motivs in unrichtiger Weise zu stimmen, sondern auch dem ganzen Innern des Kuppelraumes einen zu schweren Abschluß zu geben... Eine weitere Gefahr, die zu vermeiden sein wird, ist mehr prinzipieller Natur; sie liegt im Streben der modernen Malerei, ihren Darstellungen den Charakter flächenhafter, unbestimmter Verschwommenheit, von nebeneinander liegenden



*Der Mönchschor nach seiner Restaurierung von 1969ff: Hier wurde die durch den Befund gesicherte originale Farbigkeit des späten 18. Jahrhunderts mit ihrem rötlichen und grauen Marmorglanz wiederhergestellt.*

Foto: Rogg, St. Blasien

Flecken zu geben. Krass dieses Prinzip bei der Behandlung religiöser Stoffe zur Durchführung bringen, heißt die religiöse Kunst in ihrem Wesen vernichten.“ (22. 10. 1908)

Die Gemälde in den Seitenaltären malten Crece-lius und Hans Schrödter, der letztere auch die Kreuzwegstationen.

Entscheidender Bestandteil und letzte Großmaßnahme der Wiederherstellung war die Farbgebung des Inneren, sowohl der Rotunde als auch des Chores. Beide wurden damals ganz neu getüncht (strukturelle Teile weiß, Füllflächen in einem hellen, jedoch satten Ockerton) und zwar Rotunde und Chor einheitlich: zu diesem Zweck wurde die 1878 wiederhergestellte Marmorierung des Chores weiß und hell ocker übertüncht. Grundlage dieser Farbgebung war zweifellos die Auffassung Ostendorfs, eines profilierten Architekten des Neoklassizismus, von der Würde und Einheitlichkeit des klassizistischen Raumes und von der durch die neue Benützung als bescheidenere Pfarrkirche bedingten Vereinfachung. Es ist bezeichnend, daß Ostendorf als Vertreter des Neoklassizismus die in dem frühklassizistischen Raum enthaltenen Reminiszenzen der Barocktradition, wozu gerade auch die Marmorierung des Chores gehört, nicht erkennen konnte oder wollte, sondern den Bau im Sinne des Neoklassizismus, zu dem sich die Jugendstilelemente in der Ausstattung fügen, uninterpretierte.

L. Schmieder vertrat die Ostendorfsche Konzeption: „Der leitende Gedanke, die Kirche als einfache Pfarr- und nicht als prunkvolle Abteikirche wiederherzustellen, ist auch in der Wahl der Farben des Innenraumes folgerichtig zum Ausdruck gebracht. Alle Architekturglieder, Säulen, Profile und die ganze Kuppel sind rein weiß, die füllenden Wandflächen gelb (ocker), der Sockel und Boden graublau. Zu den Ausstattungs-Gegenständen ist durchweg nur echtes, dauerhaftes Material, Eichenholz, verwendet, dessen dunkelbrauner, mit Ammoniakräucherung hergestellter Farbton den Hauptreiz der einfachen Farbenharmonie des Inneren gibt. Nur der Altar ist vergoldet. Die gesamte

Einrichtung der Kirche wurde, abweichend von der üblichen Art der Wiederherstellung, nicht ängstlich ins Kleinste nach dem alten, durch Fotografie festgestellten Bestand vor 1874 nachgebildet, sondern den neuen Bedürfnissen der Pfarrkirche entsprechend in einer Formensprache, die zum Stil des Ganzen paßt, entworfen.“ (Deutsche Bauzeitung XLVII. Jg. Nr. 78, 27. 9. 1913)

Die letzten Maßnahmen der großen Restaurierung, die sich über vierzig Jahre hingezogen hatte, wurden kurz vor dem Ersten Weltkrieg vollendet: glücklicherweise, denn jede spätere Zeit wäre zu solch einer umfassenden Leistung wohl nicht mehr fähig gewesen.

Wenn auch seither an der Ostendorfschen Konzeption immer wieder eine gewisse Kritik laut wurde (der Raum sei kahl, leer, kalt), so ist ihr doch, im Sinne ihrer Zeit, eine noble Großartigkeit, Würde, geistige und künstlerische Konsequenz nicht abzusprechen, die bis in die Ausstattungsstücke fühlbar bleibt. Hierzu gehörten nicht nur die ansprechenden Eichenholzkandelaber in den Intercolumnien, sondern auch der zu dieser Konzeption gehörende Hochaltar, der sich in leicht vereinfachter Weise an den Hochaltar der Zeit vor 1874 anlehnte, von einer schlichten, guten Raumwirkung war und erst bei der jüngsten Renovation des Chores entfernt wurde.

Mit der Kritik an der Ostendorfschen Konzeption verband sich meistens auch die Forderung, den Chor in der ursprünglichen, bzw. 1878 erneuerten Weise wieder zu marmorieren, unter Belassung von Architräv und Deckengewölbe in Weiß. Nach unermüdlichem Einsatz, vor allem des Dekans Schuh, wurde 1969–1971 dieser Plan in die Tat umgesetzt. Abgesehen vom baupflichtigen Staat und seinen Behörden lag die Bauleitung in Händen des Architekturbureaus Birkner, Lörrach. Die Maler- und Renovierungsarbeiten wurden von der Maler- und Restaurierungsfirma Kneer und Sohn in Munderkingen, die Restaurierung der Stukkaturen durch die Stukkateurfirma Sebastiani in Überlingen ausgeführt. Kneer und Sohn sicherten

zuerst den Befund, der drei Farbschichten übereinander ergab (vor 1783, 1878, 1911/12). Der gedankliche und praktische Ablauf der Restauration war im wesentlichen der folgende: Die Anfänge der jüngsten Restauration gehen ins Jahr 1967 zurück, als die Verbesserung der Heizung im Chor den lange gehegten Wunsch nach der ursprünglichen Farbigkeit des Chores wieder aufleben ließ. Dieses schwierige Problem konnte nur gelöst werden: 1. durch eine minuziöse Sicherung des Befundes, 2. mittels handwerklich einwandfreier Ausführung durch einen in diesem Bereich erfahrenen Restaurator. Daß zwischen diesen beiden Schritten ein langer und entscheidungsreicher Weg an denkmalpflegerischen Gedanken und Entschlüssen zurückzulegen ist, versteht sich nach Lage des Befundes und nach dem Rang des vorliegenden Bauwerks von selbst.

Beim Brand von 1874 blieb der erste Gurtbogen im Chor erhalten. Er mußte somit für die Sicherung des Befundes von besonderer Bedeutung sein. An ihm wurden Schichtuntersuchungen der ehemaligen Farbgebung vorgenommen und dabei drei Schichten festgestellt, in denen erwartungsgemäß die Farbgebungen von 1783, 1878 und 1911 zu identifizieren waren.

Der Befund ergab zunächst zweifelsfrei, daß die Kapitelle von Säulen und Pilastern, Architrav und die gesamte Deckenzone ursprünglich ein tiefes mattes Weiß zeigten. Es zeigte sich ferner, daß Säulen, Balustrade, Türumrahmungen und plastischer Schmuck mit echtem farbigem Marmor (bzw. Alabastermarmor) geschmückt waren. Allerdings wurde der Befund dadurch verunklärt, daß Hofdekorationsmaler Faber 1878/79 bei seiner Chorrestaurierung Stuckmarmor verwendete, um die beschädigten Stellen der ursprünglichen Einkleidung von echtem Marmor auszubessern. Hinzu kam die Tatsache, daß große Partien der ursprünglichen Einkleidung mit echtem Marmor von 1783 verloren sind, wobei – mit einem gewissen Recht – sofort der Verdacht aufkommt, ob nicht doch schon 1783 in größeren Partien der Wandverkleidung mit Stuckmarmor gearbeitet worden war.

Zweifelsfrei ermittelte der Befund, daß an den Portalen, Fensterrahmungen, Dekorationsgliedern und sogar vereinzelt an den Wandflächen Verkleidungen in echtem Alabastermarmor angebracht waren. Einzelne kleinere Verkleidungsflächen in echtem Marmor konnten sogar im oberen Bereich der Längswände nachgewiesen werden. Die vier Halbsäulen an der Grenze von Chor und Rotunde gaben – in echter Marmorverkleidung – die ursprüngliche Farbigkeit gut wieder: zur allgemeinen Überraschung war die Marmorfarbigkeit der Säulen in einem sehr zarten und sehr hellen Rosa gehalten.

Die Ergänzungen von 1878 in Stuckmarmor durch Faber hingegen wichen in ihrer Farbigkeit vom Zustand von 1783 erheblich ab.

Diese Erhebungen bildeten den Ausgang für die denkmalpflegerische Entscheidung zur Chorrestaurierung. Weitgehend steht fest, daß der gesamte Chor im ursprünglichen Zustand von 1783 im wesentlichen mit Steininkrustationen in echtem Marmor bzw. Alabastermarmor ausgekleidet war. Die großen Lücken in diesem Befund wurden zum Teil ausgefüllt durch die abweichende Stuckmarmorrestaurierung von 1879. Eine Restaurierung des Chores in echter Marmorinkrustation kam aus finanziellen Gründen nicht in Betracht. Aus diesen Fakten zog man die Konsequenz, daß die Restauration des Chores nur möglich sei auf der Basis eines Kompromisses aus den farblichen und materialmäßigen Zuständen von 1783 und 1879. Selbst bei dieser Kompromißbasis blieben jedoch noch Lücken im Befund, so etwa für die Gestalt des Erdgeschosses der Choranlage, die man einstimmte. Auf dieser Grundlage wurde die Restaurierung des Chores der ehemaligen Klosterkirche St. Blasien bis 1971 ausgeführt. Aus kleinen Anfängen, dem Wunsch nach Verbesserung der Heizung im Mönchschor und liturgischen Adaptionen, hatte sich nach und nach die Gesamtrenovation des Mönchschores ergeben. Damit ist freilich die Angelegenheit noch nicht zum Stillstand gekommen: in der Synopsis von neu restauriertem Chor und Rotunde im Zustand von 1914 ruft nun auch letz-

tere nach einer Gesamtrenovierung. Diese Renovierung wird interessante denkmalpflegerische Probleme aufwerfen.

---

*Literaturverzeichnis* (Auswahl)

*Brinckmann, A. E.*: Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts in den romanischen Ländern. (Handbuch der Kunstwissenschaft) Berlin-Neubabelsberg 1919.  
*Frankl, P.*: Die Entwicklungsphasen der neueren Baukunst. Leipzig 1914.

*Hautecoeur, L.*: L'architecture classique en France. Paris 1943 ff.

*Petzet, M.*: Soufflotts Ste Geneviève und der französische Kirchenbau des 18. Jahrhunderts. Berlin 1961.

*Schleich, G.*: St. Blasien. 20. Auflage. München-Zürich 1973.

*Schmieder, L.*: Die Abtei St. Blasien. Augsburg 1929.

*Vogt, A. M.*: Boullées Newton-Denkmal. Sakralbau und Kugelidee. Basel-Stuttgart 1969.

*Zürcher, R.*: Der Anteil der Nachbarländer an der Entwicklung der deutschen Baukunst im Zeitalter des Spätbarocks. Basel 1938.

---

## *Still un bsunne*

*Zwiffl!*

*Dno findesch sell,  
wu dr sunst nit findesch.*

*Wir still,  
dno hersch sell,  
wu dr sunst nit hersch.*

*Bsinn di,  
dno weisch amend sell,  
wu dr sunst nit weisch.*

*Karl Kurrus*

## Vogelruaf

*E Vogel fangt e Mickli  
un fliagt zuam griane Zwig.  
Des Mickli stirbt,  
der Vogel pfift  
un gumpt uf s Zwigli nebedra –  
e Vogelfederli fliagt ra.*

*Im Garte spilt e Kind.  
Vum läue Wind  
güglet des Federli uf dem si Händli na.  
Verwunderet luagt s s Wunder a.*

*E Vogelruaf,  
e stille Tod,  
e Kinderglick. –  
Wer des verstoht?*

*Karl Kurrus.*

# Eine Fremdenherberge in St. Blasien

Franz Hilger, Pfaffenweiler

Die Stadt St. Blasien, deren Einwohnerzahl nun durch die Eingemeindung von Menzenschwand und Albtal auf über 4000 angewachsen ist, zählt zu den ältesten Kurorten des Schwarzwaldes. Die Entwicklung des Kurorts begann in der Mitte des letzten Jahrhunderts. Über die Geschichte verschiedener gastronomischer Betriebe, Sanatorien und des bereits 1881 gegründeten Verschönerungs- und Fremdenverkehrsvereins sind noch geschichtliche Unterlagen erhalten, sie geben einen interessanten Einblick in die Entwicklung des Kurorts St. Blasien und mithin dem Fremdenverkehr im Schwarzwald.

Vielen aber ist unbekannt, daß bereits im 12. Jahrhundert die Mönche, die um 850 im Tal der Alb gegründeten Klosterzelle, eine Herbergsstätte errichteten. Die Mönche nannten dieses Haus Xenodochium. Das Wort kommt aus dem Griechisch-Lateinischen, in den Klöstern wurden um diese Zeit vielen griechischen Wörtern lateinische Endungen angehängt oder die Worte wurden mit lateinischen verschmolzen. Xenos heißt Gast oder Fremder, das Xenodochium ist eine Fremdenherberge oder ein Pilgerhaus.

Das Xenodochium des Klosters St. Blasien war ein fester Bestandteil des Planchema des Benediktinerordens. Meistens waren es zwei verschiedene Bauten, eines war für die vornehmen Gäste und das andere für die Armen, Alten und Kranken.

Laut einem Rotulus waren auch in St. Blasien zwei verschiedene Gasthäuser. Ein Chronist schrieb im 18. Jahrhundert: „Und habend also dises Hauß genannt in latein xenodochium, also viel als ein Hauß der obgemelten (. . . zu unterhalten herren, Leuten, Freund, Pilger und arme Leuth jeglicher art, gestalt noch gelegenhait . . .) und ist noch das Hauß, das man jez das Gasthaus nempt.“ Das Gasthaus für die Armen muß, wie aus alten Plänen hervorgeht,

etwa dort gestanden haben, wo heute das Mødehaus Schmidt steht. Dieses Armenhaus ging zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach der Säkularisation in Privathände (Schneckenburger und Weber). Es ist durch Umbauten völlig verändert. Nach Abbildungen war es ein schmuckloses Gebäude mit einem rechteckigen Grundriß. Ein Konventuale des Klosters, Pater Kuon, berichtete, daß man in diesem Haus die Geschlechter getrennt unterbringen wollte, „besonders auch in der Absicht, beederlei Geschlecht in zwo besonderen Stuben azusondern, welches, da vorhin mangelt, zu vielen Unordnungen Gelegenheit gab in dem sogenannten Spital“.

Über die Stellung des Gasthauses für die „Wohlhabenden und Gäste von Stand“ läßt sich aus einer Beschreibung des Klosterbrands aus dem Jahre 1322 entnehmen: „Uff Vigilia Philippi et Jacobi im 1322 Jar ist ein Fuer uffgegangen in einem Hauß, daß dozimal genannt ist worden das Gasthaus. Ob es deshalb das Gasthaus genempt sey worden, das man Herren, Leut und Freundt so dem Gottshauß und dessen verwandten zu gehörig gewesen, da in gastweiß underhaltung geben hab, und danach erst söhlichs wurtschaft in das jetzig Gasthaus verwendet worden sey, kann nit eigentlich wissen, wird jad derin eins gewuß sein. Dises Hauß ist gestanden zwischen St. Steffanskirchen und dem Wasser der Steina unden am Eck an dem Kirchhoff.“

Im Kloster St. Gallen hatte man auch ein Armenhaus und Spital und ein weiteres Gebäude in unmittelbarer Nähe der Kirche das Gasthaus für die vornehmen Gäste. Auch zum Kloster Petershausen gehörten zwei verschiedene Gasthäuser.

Die Laienbrüder, die die Kranken und Fremden in dem Xenodochium betreuten, wurden die

fratres barbati, die Bärtlinge, genannt. Der Infirmarius (infirmus = Kranker) hatte die Aufsicht über die Kranken und Gebrechlichen sowie über das in den Klöstern damals übliche Heilkräutergärtchen. Er hatte zugleich für die saubere Aufbewahrung und richtige Verwendung der Arzneien zu sorgen. Der Bruder, der die Gäste zu betreuen hatte, wurde der Hostellarius genannt und der, der die Armen versorgte, war der Almosenier.

Leider haben wir über die Speisen, die in diesen Gasthäusern gereicht wurden, nur dürftige Angaben. Die klösterliche Kost bestand meist aus Bohnen, Milch, Käse, Backwaren, Wein, Honig, Fisch, Geflügel und Pilzen. Es ist auch von einem Feingebäck die Rede, das aus Salz, Epichsamen, Speck und vielen Obstsorten hergestellt wurde. Von Klöstern am Bodensee und dem Kloster Hirsau, die ja mit St. Blasien in engem Kontakt standen, wurde von Delikatessen wie Geißenschulter, Wildschweinfleisch, auch von gebratenen Pfauen und Fasanen mit Würzbrühe berichtet. Bereits im Jahre 1075 schrieb der Chronist des Klosters Hirsau von ausländischen Fischen, Feigen, Datteln, Oliven, Zitronen und Kastanien, die roh oder in Öl, gesäuert oder gesalzen, aus Italien gebracht wurden. So galten neben dem heimischen Wild auch Dachs, Eichhörnchen und Igel als eßbar. Otter und Biber wurden nicht zu den Säugetieren gezählt und waren daher als klösterliche Fastenspeise

zugelassen. Es wird auch berichtet, daß mit Tischtüchern großer Luxus getrieben wurde. Wahrscheinlich benutzten die Gäste diese Tischtücher zugleich als Servietten. Die Feuerpfanne (oder auch Gluthafen genannt) wurde während der kalten Jahreszeit zum Heizen benützt. Es war ein transportabler, mit Holzkohle beheizter Wärmetopf, der in den einzelnen Räumen aufgestellt wurde.

Das älteste noch erhaltene Gasthaus in St. Blasien ist der Klostergasthof. Es trägt heute den Namen „Hotel Klosterhof“. Die Giebelinschrift gibt das Jahr 1767 als Jahr der Fertigstellung an. Dieses Torgebäude, wie es früher genannt wurde, war in drei Teile gegliedert, östlich das Gesindehaus (die spätere Apotheke), in dem heute das Rathaus der Stadt untergebracht ist, in der Mitte das große Torgebäude und westlich das Gasthaus. Auf einem Lageplan aus dem Jahre 1768 wurde der Klosterhof als „Thorrgebäu sammt dem gesindt- und Gasthaus“ bezeichnet. Das große Torgebäude enthielt unten Wachstuben und Aufenthaltsräume der Soldaten, oben die Räume für das Gesinde und schließlich den zur Gastwirtschaft gehörenden Tanzsaal. Das Gebäude hat sein altes Aussehen behalten, den einzigen Schmuck bilden zwei als Schlußsteine über dem Torbogen verwendete Reliefe von zwei Köpfen, wohl einen Abt und einen Fürsten darstellend sowie Rokokostuck im Giebeldreieck.

# Ältere Dreikönigsdarstellungen im Badischen Raum

W. A. Schulze, Ilvesheim

Seit meinem Aufsatz: „Die Wandlungen des Dreikönigsbildes im oberrheinischen Raum“ (Bad. Heimat, 1969, S. 433–440) sind 6 Jahre vergangen. In dieser Zeit habe ich eine ganze Reihe weiterer alter Dreikönigsbilder der Heimat kennengelernt und bin daher in der Lage, den Bericht von damals weiterzuführen.

Reichenauer Kunst begegnet uns als Buchmalerei im Egbert-Codex der Trierer Stadtbiblio-

thek. Der Erzbischof Egbert hat ihn einst in Auftrag gegeben, um 980. Links oben werden die Magier in dem Moment geschildert, wo sie den Stern über der Hütte erblicken. Die Stäbe weisen sie als Wanderer und die Kronen als Könige aus. Sie sind also noch nicht als Reiter gedacht, wie es dann der Ritterzeit selbstverständlich wird.

Der Kirchenvater Tertullian, Rechtsanwalt in

Abb. 1 Anbetung der Magier. Egbert-Kodex, um 980. Reichenauer Schule (Stadtbibliothek Trier).



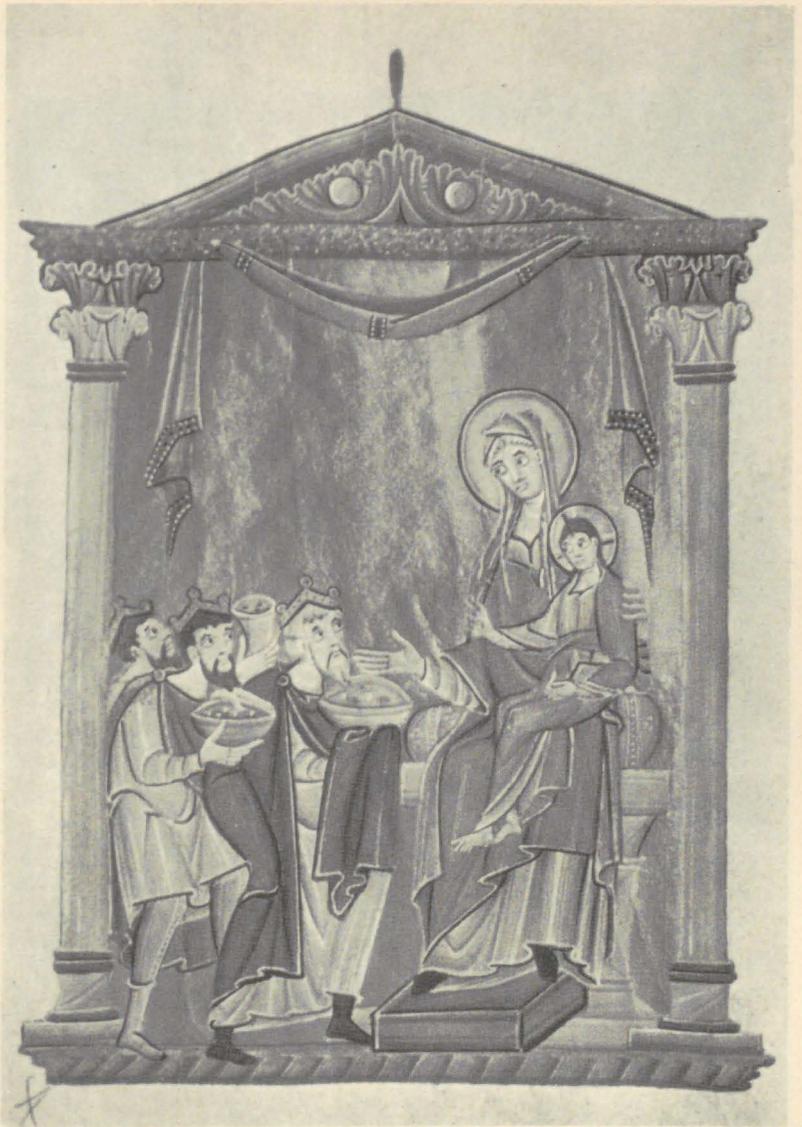
Abb. 2  
 Epiphanie.  
 Evangeliar aus  
 Poussay, um 980  
 (Nationalbibliothek zu Paris).



Nordafrika, ist es gewesen, der den Magiern von Matth. 2, 1–18 den Königstitel verschafft hat. Er stellte nach dem Schema Weissagung und Erfüllung die Beziehung her zu Psalm 72 (71) 10 + 11 und betonte: Die Magier sind *zugleich* Könige. Das war für antikes Empfinden ganz plausibel, hatte doch der griechische Philosoph Plato in seiner Politik die Forderung aufgestellt, daß die Gelehrtesten, Weisesten, die

am meisten studiert haben – er nannte sie Philosophen – zur Leitung der Staaten berufen seien. Auf unserer Miniatur ist die Altersdifferenzierung längst vollzogen. Auch die Namengebung ist die „klassische“: Der Älteste ist Melchior, der „Mann in den besten Jahren“ heißt Puzar, was sich später in Balthasar verwandeln wird, der Jüngste Kaspar. Melchior behält bei der Darbringung des Goldes seine Krone auf

Abb. 3  
Aus dem Reichenauer Lektionar  
vom Jahr 1000  
(Bibliothek  
Wolfenbüttel).



dem Kopf, er faßt – aus Respekt vor dem Empfänger – seine Gabe nicht mit bloßen Händen an, sondern benützt seinen blauen Umhang wie ein Kellner seine Serviette und beugt nur ein Knie – später wird er immer knieend dargestellt werden (Abb. 1).

Dieselbe Entstehungszeit hat das Evangeliar von Poussay, heute in der Nationalbibliothek zu Paris. Die Altersdifferenzierung wird durch

die Bärte bewirkt, Melchior hat einen grauen, Balthasar einen schwarzen und Caspar ist – wie es Beda gefordert hatte – ein juvenis imberbis, ein bartloser Jüngling (Abb. 2).

Die Bibliothek zu Wolfenbüttel, an der einst Lessing wirkte, hat ein Reichenauer Lektionar vom Jahr 1000, hier ist auch Kaspar bärtig. Das hat zur Folge, daß er kaum von Balthasar zu unterscheiden ist (Abb. 3).

Abb. 4a  
Zug und Anbetung  
der Könige.  
Speyerer Evan-  
gelistar, um 1200  
(Karlsruhe, Bad.  
Landesbibliothek).



Auch das Perikopenbuch Ottos III in München (Staatsbibl.) enthält eine Anbetung der Könige<sup>1</sup>) und ebenso ein Prachtstück der Kölner Dombibliothek<sup>2</sup>) aus dem 11. Jahrhundert. Die Badische Landesbibliothek hat ein um 1190 entstandenes Psalterium mit einer Anbetung<sup>3</sup>). Die Könige sind nimbiert, d. h. sie tragen einen Heiligenschein, was eigentlich erst später sich durchsetzt.

Die vier Dreikönigsszenen des Speyerer Evangelistar sind inzwischen vom Kunstverlag Maria-Laach als Postkarten herausgegeben worden, so können auch wir sie reproduzieren, und der Leser ist der Mühe, die damals angegebene Literatur nachschlagen zu müssen, enthoben (Bild 4 a, 4 b).

Wenig später ist der Lichtentaler Psalter entstanden, heute in der Bad. Landesbibliothek

Abb. 4b  
 Traum und See-  
 fahrt der Könige.  
 Speyerer Evan-  
 gelistar um 1200  
 (Bad. Landes-  
 bibliothek).



(Cod. perg. 26). Während im Speyerer Evan-  
 gelistar in der Anbetungsszene Melchior noch die  
 Krone auf dem Kopf hat, hat er sie hier abge-  
 genommen. In beiden Miniaturen wird die Gold-  
 gabe mit „bloßer Hand“ überreicht (Abb.5).  
 Inzwischen habe ich auch den Quellort der  
 Dreizahl gefunden. Sie geht auf den Kirchenvater  
 Origenes von Alexandria zurück. Er  
 kommt darauf zu sprechen an einer Stelle, wo

man das gar nicht vermuten sollte, nämlich in  
 einer Predigt über 1. Mose 26, 26 ff. Dort ist die  
 Rede von einem Vertrag, der Streitigkeiten um  
 einen Brunnen in Beerseba beenden soll zwi-  
 schen Isaak und Abimelech. Dieser bringt 2  
 Zeugen mit, und nun meint Origenes, durch 3  
 Männer müssen wichtige Begegnungen bekräf-  
 tigt werden, so wie es drei Magier waren, die  
 den Jesusknaben aufsuchten.<sup>4</sup>



△ Abb. 5  
Lichtentaler Psalter  
(Landesbibliothek Karlsruhe).



Abb. 6  
Codex 309 (F.F. Hofbibliothek  
Donauesschingen).

Abb. 7  
Aus der Armenbibel  
1430 in Eichstätt  
(Univ.-Bibliothek  
Heidelberg).



Die F. F. Hofbibliothek Donaueschingen hat eine mit silbernen Beschlügen eingebundene Pergamenthandschrift (Cod. 309) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Noch behält Melchior seine Krone auf dem Kopf, aber er hat sich auf ein Knie niedergelassen. Die Gefäße sind

verschieden. Der Jesusknabe ist nicht mehr so groß wie zu ottonischer Zeit. Die übernatürliche Größe Jesu und Mariens bei den damaligen Miniaturen beruht nicht auf dem Mangel an anatomischen Kenntnissen, sondern hat „symbolische“ Bedeutung (Abb. 6).

Abb. 8  
 Aus einer Pergament-  
 handschrift, um 1470  
 (F. F. Hofbibliothek  
 Hs. N. 323).



Die Zeit der Mystik bringt auf dem Gebiet der Buchmalerei 2 Neuerungen, die sog. Armenbibeln und die „Heilsspiegel“. Beide sind auch in unserer Heimat vertreten. Die Armenbibeln wenden sich nicht „an die Armen im Geist“, denn sie sind zumeist in lateinischer Sprache geschrieben. Es sind wohl die armen Geistlichen gemeint, die sich keine Bibliothek von teuren Bibelkommentaren leisten konnten. In den Armenbibeln wird ihnen dafür auf engstem

Raum ein ganzes Kompendium der Bibelerklärung geboten. Alt- und neutestamentliche Bibelstellen werden „typologisch“ zusammengestellt. So hat das Konstanzer Rosgartenmuseum<sup>5)</sup> eine Armenbibel von 1330 und die Heidelberger Universitätsbibliothek eine solche aus der Zeit um 1430, sie ist in der Diözese Eichstätt entstanden. Der Miniaturmaler wendet eine Art Fleckentechnik an, wie spätere Impressionisten. Kaspar ist eben im Begriff, seine Krone

abzunehmen. Er wird als nächster zur Proskynese niederknien, nicht immer richtet sich die Reihenfolge nach dem Lebensalter (Abb.7). So wie es noch ein paar Hundert von Armenbibeln gibt, ihre gegenseitige Abhängigkeit festzustellen ist ein interessantes philologisches Problem, so steht es auch mit den Heilspie-

geln. Als Urheber gilt der Straßburger Dominikaner Ludolf von Sachsen (um 1324). Während bei den Armenbibeln meistens zwei alttestamentliche Typoi einen neutestamentlichen Text erläutern, sind es im Spekulum drei. Zusätzlich werden noch Beispiele aus der Profangeschichte und aus der mystisch gedeuteten Zoologie (im



Abb. 9  
Aus einem Stunden-  
buch aus dem frühen  
15. Jahrhundert  
(F. F. Hofbibliothek  
Hs. N. 326).



Abb. 10  
 Stundenbuch aus der  
 Werkstatt des  
 Jean Colombe  
 um 1480  
 (F. F. Hofbibliothek  
 Donaueschingen  
 Hs. N. 335).

Stil des „Physiologus“) geboten. Die Illustrationen sind zumeist Federzeichnungen. Mindestens 350 Handschriften sind noch vorhanden. Die Freiburger Univ. Bibliothek hat (K 3434) ein solches Spekulum von 235 Seiten, ebenso die Karlsruher Landesbibliothek. Die Entstehungszeit ist umstritten, Kehrer<sup>6</sup>) trat für 1350

ein, Lutz-Perdrizet<sup>7</sup>) für 1440. Die Magier sind nimbiert.

Die F. F. Hofbibliothek hat eine weitere um 1470 entstandene Pergamenthandschrift Nr. 323. In der Anbetungsszene sehen wir Melchior knieend beim Fußkuß, er und Baltasar tragen Hermelinmäntelchen, Kaspar, mit lan-

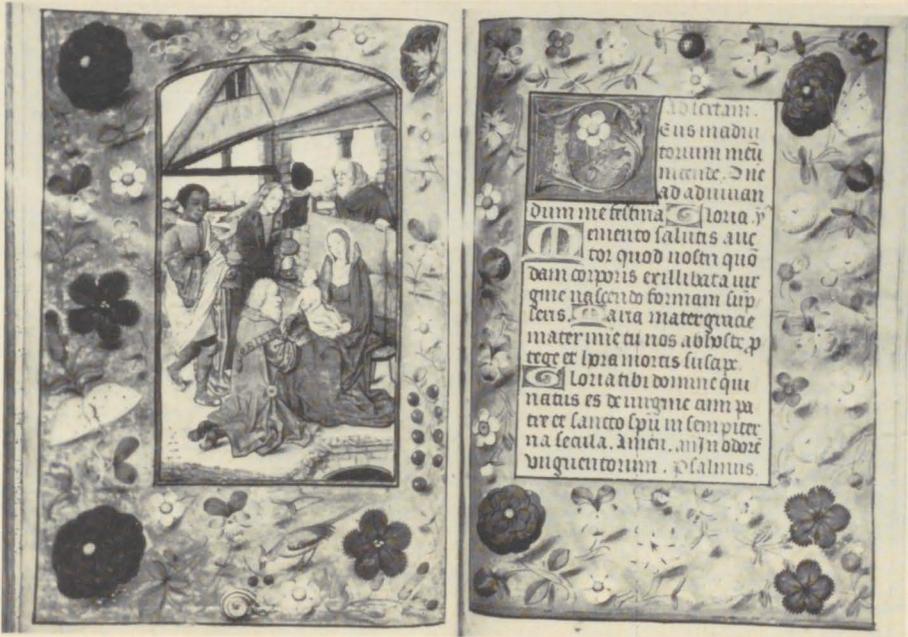


Abb. 11 Hs. 325

gem blondem Haar, trägt einen spitzen Hut, auf dessen Rand die Krone aufsitzt, er trägt blaue Strumpfhosen, eine goldfarbene Jacke mit geschlitzten Ärmeln, aus denen blauer Stoff herauschaut. Die Gefäße sind wieder verschieden, das Melchior's ist wie seine Krone verdeckt (Abb. 8).

Ein weiterer Typ spätmittelalterlicher Andachtsliteratur sind die sog. Stundenbücher. Fürstlichkeiten beiderlei Geschlechts gaben jeweils einem Künstler den Auftrag, ein Gebetbuch zu „illuminieren“. So hat etwa Dürer das Gebetbuch Kaiser Maximilians mit Federzeichnungen versehen. Die F. F. Hofbibliothek hat ein solches Stundenbuch (Hs 326) aus dem frühen 15. Jahrhundert. Die Könige tragen Kronenbarette, Melchior hat sein Gefäß zur Proskynese auf dem Fußboden abgestellt und seine Krone abgenommen. Wahrscheinlich dienten die Ältesten der Apokalypse (Kap. 4,10) als

„Vorbild“. Die Gefäße sind verschieden, Kaspar ist noch weißhäutig (Abb. 9). Ein weiteres Stundenbuch, aus der Werkstatt des Jean Colombe um 1480 hervorgegangen (Hs 335) zeigt den knieenden Melchior beim Öffnen seines Deckelpokals, Balthasar und Kaspar haben langes blondes Haar, wieder sind die Gefäße verschieden. Das Gefolge der Könige ist ein ganzes Heer – aber zu Fuß. Nach dem armenischen Kindheitsevangelium waren die Könige – wohl 12 – von 12 000 Reitern begleitet. So wird dann die Furcht des Herodes motiviert. Wie die Gewänder der Könige, so ist auch die Ausrüstung des Heeres zeitbedingt (Abb. 10).

Hs 325 hat aber bereits den Mohrenkönig. Und zwar ist es hier der mittlere König, also Balthasar, der als Vertreter Afrikas gilt. Kaspar ist ein blonder Jüngling mit lang herabwallenden Locken geblieben. Er lüftet sein Baret. Von Kronen ist nichts zu sehen. Eine Zeitlang war das

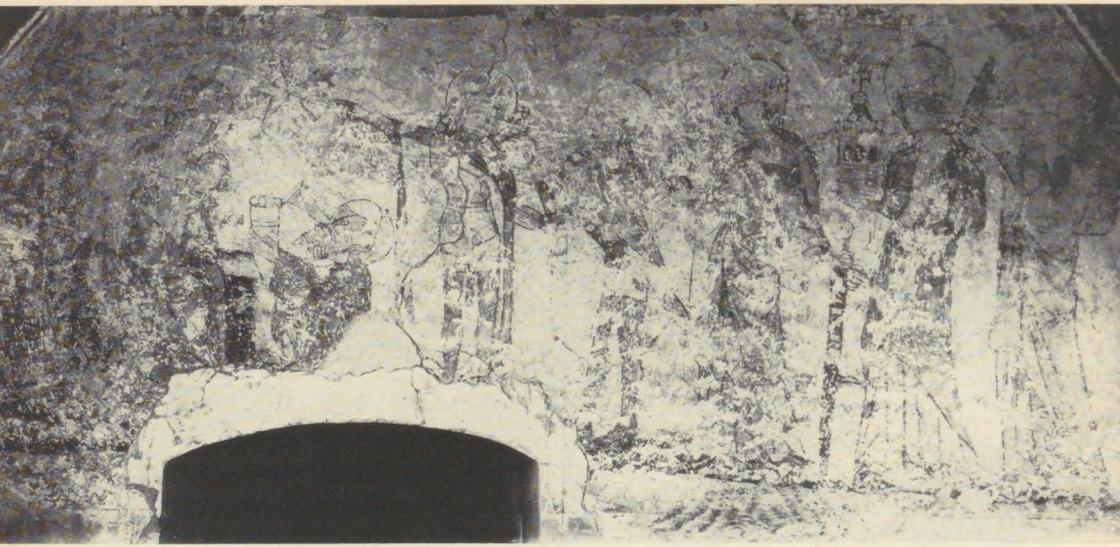


Abb. 12 Dreikönigsfresko um 1360 aus der alten Karmeliterkirche in Weinheim.

Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe

Bewußtsein verloren gegangen, daß die Königswürde der Magier aus Ps. 72, 10 + 11 stammt. Dürer hat nie seine Dreikönige „bekrönt“ und auch Martin Luther meinte in seiner Epiphaniaspredigt von 1531: Sie waren keine Könige.<sup>8)</sup> Die Handschrift gehörte einst dem Grafen von Manderscheid-Blankenheim (1525–1565). Das Dreikönigsbild könnte aus der Schule Memlings stammen (Abb. 11).

Radolfzell hatte ein Notenbuch für festliche Hochämter (Cantatorium officii festivum) von 1558. Das Werk befindet sich heute in Darmstadt (Landesbibliothek Hs 29). Die Anbetung mit Mohrenkönig befindet sich auf fol 7 r.

Dreikönigsfresken gibt es noch eine ganze Reihe im Badischen Land. Zum Teil sind sie erst neuerdings wiederentdeckt worden. Ich möchte zunächst die beiden Dreikönigsfresken der Weinheimer kath. Stadtkirche erwähnen. Man muß einen günstigen Sonneneinfall erwischen, um sie an der Stirnwand des östlichen Seitenschiffes näher betrachten zu können. Der

Zustand ist nämlich nicht gut. Die Fresken stammen aus der Zeit um 1360, der Meister ist derselbe, der auch Fresken in Hirschhorn, Brombach, Handschuhsheim, Neckarbischofsheim und Alt-Wiesloch geschaffen hat. Er dürfte ein Konventuale des Mainzer Karmels gewesen sein.

Beim Neubau der Stadtkirche wurden die Fresken aus der alten Karmeliterkirche übernommen. Der Zustand war schon damals (1911–13) schlecht. Die Fotos, die das Badische Landesdenkmalamt freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, wurden vor Abbruch der Karmeliterkirche aufgenommen (Abb. 12).

Grünungen hat ein Anbetungsfresko an der Südwand des Chores<sup>9)</sup>. Kaspar, diesmal in der Mitte der Gruppe, weist auf den Stern. Balthasar befindet sich in stark verwittertem Zustand (Abb. 13), bei Fresken ist das fast die Regel. Es gibt wenige begabte Konservatoren, die ein solches Fresko sachgemäß erhalten können. Das Ende besteht dann meistens darin, daß der

„Schandfleck“ zugeschmiert wird, wenn nicht gerade an der Stelle ein Fenster ausgebrochen oder ein Beichtstuhl aufgestellt werden muß. Die Markus-Kapelle zu *Mistelbrunn* hatte einen Zug der Dreikönige<sup>10</sup>). Vielleicht befindet sich auch ein Kamel unter den Reittieren. Solche kommen schon auf Katakombenbildern vor. Dann verschwinden sie wieder. Giotto hat um 1330 erstmals wieder ein Kamel gemalt auf dem Anbetungsbild der Arenakapelle in Padua. Nördlich der Alpen erscheinen diese „Schiffe der Wüste“ erstmals wieder in Nürnberg St. Lorenz (1350) und in der Klosterkirche Maulbronn (nach 1424).

Derselbe Meister wie in Grüningen war in *Peterzell*<sup>11</sup>) am Werk. Sein Dreikönigsbild wurde dem Villingener Stadtmuseum übergeben und befindet sich in desolatem Zustand. Ebenso arbeitete er in Eppingen (kath. Stadtkirche). Das

Anbetungsfresko befindet sich an der Nordseite des Chors, neben dem Chorfenster. Leider sind die Könige so in die Leibung desselben eingemalt, daß eine fotografische Aufnahme sehr erschwert ist (Abb. 14).

Das Anbetungsfresko in *Buchenberg* ist auch nur fragmentarisch erhalten. Hier mußten partout an der Stelle, wo Kaspar und Balthasar sich befanden, zwei Fenster ausgebrochen werden. Das Fresko ist erst 1957 wieder freigelegt worden. Die Fenster wurden wieder zugemauert, die Umrisse der verschwundenen Könige wurden nachgezeichnet. Als Entstehungszeit gilt 1440 (Abb. 15).

In der Notburga-Kirche zu *Hochhausen* am Neckar sind die Dreikönige in die Zwickel des Chorgewölbes über dem Altar eingemalt, sie wurden gut restauriert. Ende des 14. Jahrhunderts gilt als Entstehungszeit<sup>12</sup>).

Abb. 13 Anbetungsfresko an der Südwand des Chores der Kirche zu Grüningen.





Abb. 14  
Chorfresken um  
1300 in der  
kath. Stadtkirche  
zu Eppingen.

Auch der Mohrenkönig stellt sich auf den Fresken nach 1450 ein. Wir finden ihn in der ehemaligen Klosterkirche zu *Heiligkreuztal*, im Chor<sup>13</sup>). Der Meister von Messkirch, der auch Tafelgemälde der Anbetung geschaffen hat, gilt als Urheber.

Die vielen Kriege, die unsere Heimat heimsuch-

ten, haben unter dem einst reichen Bestand von Glasgemälden mächtig aufgeräumt. Doch ist ein Anbetungsbild aus der Dominikanerkirche in Konstanz erhalten, wenn auch an anderem Ort, nämlich in der Schloßkapelle zu *Heiligenberg* (Abb. 16).

Die Magdalenenkirche zu *Tiefenbronn*, die den



Abb. 15 Anbetungsfresko in Buchenberg/Schwarzwald, um 1440.

Schüchlin-Altar von 1469 mit einem Dreikönigsbild enthält, hat ebenfalls – im Nordfenster des Chors – eine Anbetung der Könige aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts<sup>14</sup>).

Das Münster auf der *Reichenau* hat dann bereits den Mohren. Er heißt hier Melchior und Kaspar ist der Greis, also zugleich mehrere Abweichungen vom klassischen Typus<sup>15</sup>).

Das Dreikönigsrelief über der Sakristeitür zum Freiburger Münster, über das ich a. a. O. S. 433 berichtete, ist inzwischen vom Konradsblatt veröffentlicht worden. Für diejenigen, die nicht Leser desselben sind, sei das Steinrelief noch einmal reproduziert (Abb. 17). Der spitze, kegelförmige Vollbart Melchiors hat Seltenheitswert.

Ebenso ist die Anbetungsszene auf dem Reichenauer Markusschrein inzwischen als Kunst-

postkarte erschienen (Abb. 18). Kaspar ist ein schlanker Jüngling mit dem Lilienszepter in der Hand. Die Gefäße sind verschieden. In den Zwickeln die vier Evangelisten. Anfang des 14. Jahrhunderts gilt als Entstehungszeit dieses Schreins.

Als die Äbte der Reichenau zur Prälatenwürde aufstiegen, durften sie Inful und Stab tragen. Der Stab ist noch erhalten, allerdings in London, im Victoria- und Albert-Museum<sup>16</sup>). In der Krümme erfolgt die Proskynese Melchiors, im Knauf erscheinen alle vier Personen der Anbetung noch einmal.

Ebenfalls im Ausland, und zwar in New York – Pierpont Morgan Library – befindet sich seit 1908 ein aus Lichtental stammendes gotisches Kästchen aus translucidem Email. Die links knieende Zisterzienserin ist die Stifterin, Greda



Abb. 16  
Glasfenster aus  
dem Dominikaner-  
kloster Konstanz,  
um 1320  
(jetzt Schloß-  
kirche Heiligen-  
berg).

Pfrimbom, eine Patrizierstochter aus Speyer. Das Kästchen, das in Lichtental als Ziborium benützt wurde, ist 1330 in einer Speyerer Werkstatt entstanden. Die Inschrift über der Stifterin lautet: Pia Dei genetrix, Maria, sis mihi semper propicia (Maria fromme Gottesmutter, sei mir allezeit gnädig). Der Anklang an den mariologi-

schen Vers Bernhards von Clairvaux im Speyerer Dom (o pia, o dulcis, o sancta, virgo Maria) ist unverkennbar. So nimmt es nicht wunder, wenn unter der äußersten Arkade rechts Bernhard dargestellt ist. Er soll ja auf seiner Reise von Speyer nach Konstanz im Oosbogen geruht haben. An dieser Stelle errichtete man dann das



Abb. 17 Das Dreikönigsrelief über der Sakristeitür zum Freiburger Münster.

Abb. 18 Anbetung auf dem Reichenauer Markusschrein, Anf. 14. Jh.



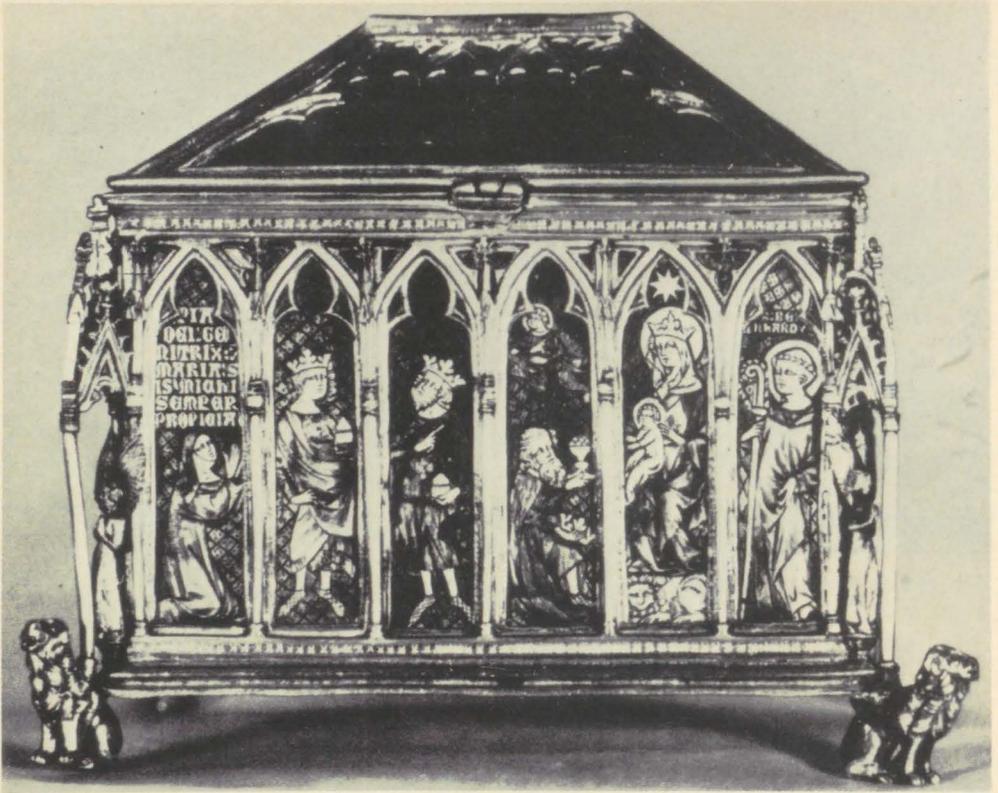


Abb. 19 Ziborium des Klosters Lichtental, um 1330.

deutsche Clairvaux, Lichtental. Die Könige sind als Kavaliers des 14. Jahrhunderts gekleidet. Kaspar schaut uns frontal an (Abb. 19). Auf dem Dach des Breisacher Gervasius und Protasius-Schreins wurde 1496 eine Anbetungsszene eingraviert. Kaspar ist negroid<sup>17</sup>). Auch die Textilkunst brachte in unserer Heimat zahlreiche Dreikönigsbilder hervor. So hatte St. Blasien ein Meßgewand aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, das in einem oberrheinischen Frauenkloster gewoben wurde. Balthasar und Kaspar sind altersmäßig kaum differenziert<sup>18</sup>). Bei der Säkularisation (1803) nahmen die Benediktiner diese Casel mit nach St. Paul im Lavanttal in Kärnten.

Die Marienkirche in *Gelnhausen* hat (im Romanischen Haus) zwei textile Dreikönigsdarstellungen. Die ältere, um 1400 am Oberrhein entstanden, gehört zu einem Passionsteppich. Wieder greift der Jesusknabe in Melchior's Rundgefäß hinein. Kaspar ist – wie oft in der Spätgotik – überschlank, blond und weißhäutig (Abb. 20). Doch im Anbetungsbild des Mariensteppichs ist er bereits zum Mohren geworden. Das Ende des Jahrhunderts ist die Entstehungszeit. Der Umbruch von 1450 liegt also genau in der Mitte. Kaspar hat einen kostbaren Hornpokal, wie auf vielen Anbetungsbildern dieser Zeit. Melchior überreicht sein Gold in einer Schatulle, deren Perspektive leidlich gemeistert

ist. Dafür ist die Draufsicht der Mauer verzeichnet (Abb. 21).

Nonnen des *Villingen* Bickenklosters woben um 1510 einen Dreikönigsteppich, der jetzt im Stadtmuseum aufbewahrt wird. Kaspar hat wieder einen Hornpokal, das Gefäß Balthasars sieht aus wie eine hochgotische Monstranz. Die Könige tragen bekrönte Schildmützen, die Kaspars ist zum Turban umstilisiert (Abb. 22).

Dreikönigsgemälde entstanden auch nach 1450 zahlreich. Es sei hingewiesen auf einen Altarflügel in *Bräunlingen* am Schnitzaltar der Gottesackerkirche<sup>19</sup>). Hier ist sogar der Meister, Balthasar Gederscher aus Villingen bekannt (um 1470). Die kath. Stadtpfarrkirche in *Emmendingen* hat in einem Seitenschiff einen Flügelaltar mit Anbetung von 1472<sup>20</sup>). Horn,

Krs. Konstanz, hat eine um 1500 in Konstanz entstandene Anbetung. Sie wurde 1717 mit andern Tafeln von Konstanz nach Horn geschenkt<sup>21</sup>), eine Parallele zur Schenkung des Hamburger St. Petri-Altars nach Grabow in Mecklenburg. Das Anbetungsbild im Mittelteil des Hochaltars der Kapelle des Heilig-Geist-Spitals in *Pfullendorf* stammt vielleicht von Jörg Stocker aus Ulm (1510)<sup>22</sup>).

Die F. F. Gemäldegalerie in *Donaueschingen* hat eine Anbetung aus dem Hohenlandenberger Altar<sup>23</sup>). Das Freiburger Augustinermuseum außer den schon früher genannten, eine aus dem Tennenbacher<sup>24</sup>) Altar. Von den Anbetungsbildern der Karlsruher Kunsthalle seien erwähnt 2 Tafeln von Friedrich Herlin<sup>25</sup>) aus einem Marienzyklus. Anbetungsbilder aus der

Abb. 20 *Gelnhausen/Hessen, Marienkirche – Bildteppich, Ausschnitt Anbetung der Könige, oberrheinisch, um 1400.*





Abb. 21 Gelnhausen, aus dem Marienteppich um 1500, Anbetung der Drei Könige.

Kemptener Christusfolge<sup>26</sup>), vom Salemer Altar<sup>27</sup>) und vom Meister der Werdenbergischen Verkündigung<sup>28</sup>).

Schließlich wäre eine Leihgabe der Karlsruher Kunsthalle an das Mannheimer Reissmuseum zu nennen. Franz Francken (1581–1642) malte die „Galerie eines Kunstsammlers“. Unter seinen Schätzen befindet sich in der oberen Reihe in der Mitte auch eine Anbetung im Stile von Rubens (Abb. 23).

Riedöschingen hat in der Pfarrkirche St. Martin in einem Nebenaltar eine Anbetung der Mornickschule um 1610<sup>29</sup>).

Schließlich sei noch die Schloßkirche in Mann-

heim erwähnt. Sie hat eine Kopie der Anbetung von Tiepolo (1753). Dieser malte in seiner Würzburger Zeit das Original für die Klosterkirche zu Münsterschwarzach am Main. Das Original befindet sich in der Alten Pinakothek zu München.

Aus der Richenthalschen Chronik wissen wir, daß anlässlich des Konstanzer Konzils ein Dreikönigsspiel von englischen Bischöfen dargeboten wurde<sup>30</sup>). Es ist schwer vorzustellen, daß derjenige von ihnen, der den Kaspar darzustellen hatte, sich „auf schwarz“ schminken ließ. 450 Jahre später stritten sich die Buben im Schwarzwald darum, wer den Mohrenkönig

darstellen durfte. Er galt als der „vornehmste“ von den Dreien. Heinrich Hansjakob hat liebevoll geschildert, wie die Schwärzung mit Ruß vorgenommen wurde.

In Holzplastik wurde für den Lichtentaler Hochaltar um 1490 eine Dreikönigsgruppe geschaffen. Dieselbe befindet sich heute in New York, The Cloisters<sup>31</sup>), während Mutter und Kind in Lichtental verblieben sind. Auch hier ist der mittlere König, also Balthasar, der Mohr geworden. Kaspar ist im Begriff, seine Barettkrone abzunehmen, er hat lange wallende aber schwarze Locken. Melchior ist sehr klein und zierlich ausgefallen. Die Amerikaner haben die Gruppe 1939 auf einer Versteigerung in London erworben.

An Erzeugnissen der Kleinkunst möchte ich erwähnen einen Pluvialstab aus Kloster Lichtental (um 1517) mit einer Anbetung als Teil von Darstellungen aus dem Marienleben (Kunsthalle Karlsruhe), sowie im selben Museum eine eiserne Ofenkachel von Hans Kraut mit negroidem Kaspar. Kraut wirkte in Villingen. Der Ofen stammt aus St. Peter im Schwarzwald (um 1587).

Schließlich gibt es in den Sammlungen des Neuen Schlosses zu Baden-Baden einen elfenbeinernen Turm mit einer Anbetung der Könige<sup>32</sup>).

Anspruch auf Vollständigkeit erhebt diese Aufzählung nicht. Ich bin im Gegenteil für Ergänzungen und Berichtigungen jeder Art dankbar.

Abb. 22 Wandteppich aus dem Villingen Bickenkloster, um 1510 (jetzt Stadtmuseum).





Abb. 23 „Galerie eines Kunstsammlers“, Franz Francken (1581–1642) (Dauerleihgabe d. Staatl. Kunstballe Karlsruhe an das Reiß-Museum, Mannheim).

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Peter Metz, *Otonische Buchmalerei*, 1959, S. 31.

<sup>2)</sup> Heinrich Ehl, *Buchmalerei des frühen Mittelalters*, 1925 Tafel 19.

<sup>3)</sup> Kehrer Hugo, *die hl. Dreikönige in Literatur und Kunst*, 1909 II, S. 150 Abb. 166.

<sup>4)</sup> Migne *Patrol. Graec.* Bd. 12, 238.

<sup>5)</sup> Koepf, *Kunst in Schwaben*, Bd. III, 41.

<sup>6)</sup> Kehrer a. a. O. II, 211 Abb. 253.

<sup>7)</sup> Lutz-Perdrizet, *Speculum etc.* 1950, S. X.

<sup>8)</sup> *Weimarer Ausgabe* Bd. 34, 1 S. 23.

<sup>9)</sup> Die Fotografie vermittelte freundlicherweise das kath. Pfarramt.

<sup>10)</sup> Wolfgang Erdmann in *Denkmalpflege Baden-Wttbg.* 1973, S. 8.

<sup>11)</sup> Alfred Stange, *Deutsche Malerei der Gotik*, Neudruck 1969, Bd. 1, S. 42 u. 194.

<sup>12)</sup> Dehio-Gall-Piel *Baden-Wttbg.* Mü 1964 S. 221.

<sup>13)</sup> *Oberrheinische Kunst VI*, Abb. 35, Text von Heinrich Feuerstein.

<sup>14)</sup> Kirchenführer Verlag Schnell und Steiner München Nr. 214 (1937) S. 6.

<sup>15)</sup> *Oberrheinische Kunst II* (1927) Tafel 61.

<sup>16)</sup> Katharina Guth-Dreifuß, *Translucides Email*, Basel 1954, Abb. 11, 13, 14, 15.

<sup>17)</sup> Persönlich von mir festgestellt anlässlich einer Ausstellung im Karlsruher Schloß

<sup>18)</sup> Kehrer, *Die Überlieferung von den Dreikönigen*, Straßburg 1904, 51.

<sup>19)</sup> Stange *Gotik* 8, 155.

<sup>20)</sup> Dehio-Gall-Piel S. 107.

<sup>21)</sup> Dehio-Gall-Piel S. 228.

<sup>22)</sup> Dehio-Gall-Piel S. 377.

<sup>23)</sup> Stange 7, 105 (Abb.), Text S. 45 u. 48.

<sup>24)</sup> *Oberrheinische Kunst V*, S. 166 Abb. 4.

<sup>25)</sup> Stange *Gotik* 8, 88 Abb. 181 und 182.

<sup>26)</sup> Stange *Gotik* 7,80 (Abb.).

<sup>27)</sup> Stange *Gotik* 7,108 (Abb.).

<sup>28)</sup> Stange *Gotik* 7,45 Abb. 96.

<sup>29)</sup> Dehio-Gall-Piel S. 398.

<sup>30)</sup> Unveränderter Neudruck der von Richard Michael Buck besorgten Ausgabe, Meersburg und Leipzig 1936, S. 97 f.

<sup>31)</sup> Katalog von 1963, S. 200, Abb. 98 Dehio Gall-Piel S. 31.

<sup>32)</sup> E. von Philippowitsch, *Elfenbein*, Braunschweig 1961 Abb. 60.

# Die vorübergehende Besitznahme von Elzach und Umgebung durch Württemberg im Jahre 1806

*Engelbert Strobel, Karlsruhe*

Als in Auswirkung des Preßburger Friedens vom 26. Dezember 1805 Teile des vorderösterreichischen Breisgaus an Baden und Württemberg fielen, herrschte anfänglich wegen der genauen Grenzziehung zwischen den beiden Ländern noch ein ziemliches Durcheinander. Die Bevölkerung des Elztales wußte damals nicht, zu welchem Territorium sie nun endgültig in Zukunft gehören sollte. Gerüchtweise verlautete um die Jahreswende 1805/1806, daß das seinerzeitige Kurwürttemberg sich zum mindesten das nördliche Gebiet des Elztales aneignen wolle. Um die allgemeine Verwirrung in dieser Übergangszeit vollständig zu machen, ergab sich zudem der eigenartige Zustand, daß der Obervogt Sauer in Waldkirch sowohl schon dem kurbadischen Oberamtmann Hofrat Roth in Emmendingen, als auch noch der breisgauisch-ortenauiischen Landesregierung unter Erzherzog Ferdinand in Freiburg dienstlich Bericht erstatten mußte.

Ein Aktenfaszikel im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 186, Nr. 166, vermittelt uns einen anschaulichen Überblick über die Vorgänge im Elzal in der ersten Jahreshälfte 1806.

Die erste Nachricht von der Absicht der Württemberger, in die Elzacher Umgegend einzurücken, erhielt der Waldkircher Obervogt Sauer am 4. Dezember 1805 aus Triberg. Hierin wurde gemeldet, daß der württembergische Oberamtsverweser in Hornberg den Auftrag erhalten habe, mit Truppen zunächst die ritterschaftlichen und kommenturschen Orte in der Gegend von Villingen besetzen zu lassen. In der Zwischenzeit hatte man außerdem erfahren,

daß Furtwangen, Bräunlingen und Villingen in württembergischer Gewalt seien und württembergische Truppen sich weiter nordwestwärts bewegten.

Um nun über die wahren Absichten der Württemberger orientiert zu werden, schrieb am 11. Januar 1806 Sauer an den Amtsschreiber Franz in Elzach: „Mein lieber Freund! Sind Sie (so) gut und kehren Sie bei Herrn Amtmann in Elzach an und erkundigen sich um alles recht genau, was heute in Elzach von Seiten Kurwürttembergs vorgekehret werden, wie der Besitznahmekommissär heiße und wessen Charakters er sei. Beachten Sie auch, was auf der Straße hierher allenfalls in unserer Herrschaft vorgenommen worden (und wie) auch die Stimmung der Elzacher gegen die Württemberger sei. Notieren Sie sich alles, damit Sie mir genaue Auskunft geben können – versteht sich aber von selbst mit Vorsicht und ohne Aufsicht (heute würden wir sagen: Aufsehen) zu erregen –; ich brauche diese Nachrichten zum offiziellen Gebrauch.“

Da aber Obervogt Sauer nicht allein auf den Bericht eines Mannes angewiesen sein wollte, erteilte er den gleichen Auftrag auch dem Waldkircher Amtsschreiber Seraphim Buckeisen, der dann auch noch am gleichen Tage (11. Januar) „abends 8 Uhr in sichtbarer Eile“ folgende Meldung an die erzherzogliche Regierung und Kammer in Freiburg erstattete: „Noch ehe ich die Stollenbrücke erreichte, sah ich schon unter dem Bleibacher Löwenwirthshause einen Trupp Infanteristen und Kavalleristen, die ich sogleich für die auf heute in Bleibach angesagten württembergischen Truppen erkannte. Hinter mir

drein ritt die aus 2 Kavalleristen bestehende Arriergarde (Nachhut), die aus dem Siegelau kam. Ich schlug daher den Seitenpfad nach dem Pfarrhof ein, stellte mein Pferd zum nächsten Bauern und bat den Pfarrer, mich nötigenfalls für einen Verwandten, der auf Besuch bei ihm sei, auszugeben. Bis 5 Uhr mußte ich auf den Vogt (von Bleibach) warten, weil er mit der Einquartierung beschäftigt war. Inzwischen war der Bauer, bei dem ich mein Pferd stehen hatte, schon genötigt, dasselbe in dem Holzschopf des Pfarrers zu verstecken, um den lästigen und zudringlichen Nachfragen der bei ihm einquartierten 2 Mann, nach dem Eigentümer des Pferdes, los zu werden.

Vom Vogt, dem ich allvorderst die unterlassene Anzeige verwies, erhielt ich sodann folgende Nachrichten. Er habe Billets machen müssen für 32 Mann Infanteristen mit einem Leutnant und für 22 Kavalleristen, die ein Hauptmann kommandiere, unter welchem aber auch der Leutnant stehe. Noch sei bei ihm (dem Vogt) kein Zivilkommissär angekommen. Dieser Trupp habe bei sich 8 Bürgerleute mit Handwerkszeug von Elzach, und diese hätten auf einem Wagen noch 5 hölzerne Territorialpfähle, von welchen wirklich einer am Stollen, aber über der Elz, eingegraben werde.

Der Hauptmann habe den Vogt nach dem Weg auf den Kandel gefragt, und dieser (habe) ihm solchen durch den Ettersbach, einem Zinken des stiftischen Simonswaldes, gewiesen. In Elzach seien sie, der eingezogenen Nachricht zu Folge, zum oberen Tor hinaus dem Föhrenbühl zu – an der Haslacher Bergstraße – von dort über Biederbach und die Oberspitzenbacher Eck nach dem Siegelau bis zum sogenannten Gescheid und von dort durchs Siegelau heraus nach Bleibach gezogen.

Der Hauptmann habe den Vogt persönlich und die bei (der) Aufstellung des Territorialstockes (Grenzpfahls) anwesenden württembergischen Soldaten, (sowie) den Zoller (Zöllner) am Stollen angewiesen, in allen Anständen und Amtsverrichtungen sich lediglich an den Amtmann Mayer in Elzach zu halten.

Bei meiner Heimreise ließ ich mir durch den Zoller mit einer Laterne den Stock behellen (beleuchten) und sah, daß daran auf Blech das illuminierte neuwürttembergische Wappen mit einer königlichen Krone geheftet sei. Noch muß ich bemerken, daß die gemeinen (würtembergischen) Soldaten in Bleibach sich geäußert haben, sie hätten den Befehl, da wo sie badische Truppen anträfen, die ihnen nicht weichen wollten, auf sie Feuer geben zu müssen. So viel der von mir eingezogenen Erkundigungen.

Weit wichtiger sind hingegen die, welche mein Amtskollege von Elzach (Franz) mitgebracht hat und die folgendermaßen lauten: Der bei der (würtembergischen) Truppe sich befindende Zivilkommissär sei ein gewisser Hofrat Spittler, der bei sich einen Hofsekretär habe. (Aller Wahrscheinlichkeit handelte es sich hierbei um den württembergischen Hofdomänenrat Christian Ferdinand Spittler (1751–1827), einen Bruder des bekannten Geschichtsprofessors und späteren Ministers Ludwig Timotheus Spittler (1752–1810)). Dieser (Christian Spittler) habe sich in Elzach nach der Stärke der städtischen Kasse erkundigt, auch gefragt, wer sie administrierte (verwalte) und in was die Revenüen (Einkünfte) bestehen, wie stark überall das Kirchenvermögen sei und wer die Kirchen unterhalte, die kein eigenes Vermögen besitzen. Sodann seien in Elzach alle Magistratualen (städtische Bediensteten) auf der Stelle durch Handgelübde verpflichtet worden. Ebenso sei auch Amtmann Mayer verpflichtet, als Subkommissär ernannt und ihm insbesondere die Weisung erteilt worden, alle Vögte und Pfarrer von den Vogteien Ober- und Unteryach, Ober- und Unterspitzenbach, Biederbach, Siegelau, Niederwinden und Bleibach, auch von Prechtal – insoweit es dem Hause Fürstenberg als österreichischem Lehen gehöret – zu verpflichten, und sie anzuweisen, keine Abgaben, gleich welchen Titels, an ihre vorigen Obrigkeiten zu entrichten; auch sich in allen Amtshandlungen an ihn, den Amtmann Mayer in Elzach zu halten. Die Kasse dieses Amtsmannes sei garnicht versiegelt (worden), sondern von Seiten der kur-

württembergischen Kommission nur geäußert worden, man werde sich ein Vergnügen daraus machen, wenn er (der Amtmann) vorweise, wie stark die Revenüen seien.

Drei Militärpersonen bleiben nach vollendeter Besitznahme in jeder Vogtei. Herr Amtmann Mayer ist noch weiteres (weiterhin) beauftragt, die allenfalls umgerissenen (württembergischen) Stöcke (Grenzpfähle) schleunigst wieder aufzurichten und die abgenommenen Besitznahmepatente oben so geschwind (wie möglich) wieder anzuheften. Endlich reist dieser Amtmann – o cave a signatis – (hüte dich vor den Gezeichneten) selbst mit der württembergischen Besitznahmekommission, wahrscheinlich, um sich als neuer kurwürttembergischer Obervogt aufführen zu lassen.

Herr Franz (der Elzacher Kollege) weiß noch verschiedene Nachrichten von den diesfälligen Vorgängen in Triberg. Da ich aber mit Grund vermute, daß der dortige Herr Obervogt solche selbst der hochlöblichen Regierung anzeigen wird, so erachte ich (es) für überflüssig, dieselben anzuführen. Übrigens versichert mir Franz, alle Nachrichten, die er mir angegeben, aus offizieller Quelle zu haben.“

So weit der ausführliche Bericht Buckeisens. Der Elzacher Amtmann Franz Josef Mayer, dessen Amt zur Grundherrschaft des Freiherrn Johann Nepomuk von Wittenbach gehörte, wußte, daß sein Grundherr sich schon längere Zeit bemühte, die Herrschaft Elzach gegen andere landesherrliche badische Gebiete zu tauschen. In diesem Falle fürchtete Mayer eine völlige Unterstellung seines Amtes unter das Oberamt Waldkirch. Deshalb hätte er ganz gerne eine Landesgrenze zwischen Elzach und Waldkirch gesehen. Er erwies sich deshalb als ein eifriger Sachwalter der Württemberger. In seiner Eigenschaft als provisorischer kurwürttembergischer Oberamtsverweser sandte er schon am folgenden Tage, dem 12. Januar 1806, dem Vogt Martin Hug in Siegelau folgendes Schreiben: „Dem ehrgerechten herrschaftlichen Vogt zu Siegelau wird hiermit aufgetragen als den 13. dieses Monats 11 Uhr sich selbst mit

allen unterhabenden Gerichtsleuten und allen denjenigen Bediensteten, welche der Obrigkeit selbst Pflichten abgelegt haben (d. h. in Verpflichtung genommen wurden), als Jäger, Hartschier (Polizist), Untervogt, Bannwart, Kirchenpfleger, Stiftungspfleger, Zoller, Schullehrer usw. zu Siegelau im Wirtshaus bei der Kirche unfehlbar einzufinden und daselbst des weiteren zu gewärtigen. Zugleich ist der Ortsplan von Siegelau mitzubringen.“

Gleichzeitig richtete Mayer einen Brief an den dortigen (Siegelauer) Pfarrer des Inhalts: „Hochwürdiger Herr Pfarrer, hochgeehrter Herr! Morgen als den 13. dieses (Monats) hat sich das unterzeichnete provisorische Oberamt eines hohen sich auf Hochwürden Bezug habenden Auftrags zu entledigen, wo (weshalb) man daher am Vormittag oder vielleicht etwas später bei Euer Hochwürden sich einfinden wird.“

Als der Siegelauer Vogt Martin Hug beim Obervogt Sauer in Waldkirch deshalb Rückfrage hielt, meldete dieser den Sachverhalt an die Freiburger Regierung. Sauer schlug hierbei der Regierung vor, daß Hug eine Erklärung abgeben solle, er sei noch nicht seiner Verpflichtungen gegenüber der bisherigen Landesherrschaft entbunden. Nur bei Gewaltanwendung solle er sich notgedrungen unter Vorbehalt der erwähnten Erklärung dem provisorischen (württembergischen) Oberamt Elzach beugen. Bei dieser Gelegenheit teilte Sauer noch mit, daß die Vögte von Bleibach und Siegelau berichtet hätten, Mayer verfolge die ganze Sache mit mehr Energie als selbst der württembergische (Zivilkommissär) Hofrat Spittler.

Am 12. Januar 1806 begab sich Sauer zusammen mit Buckeisen nach Bleibach, um die Lage zu prüfen. Hierbei meldete er nach Freiburg, daß die württembergische Kommission unter Belassung von 3 Kavalleristen bereits durch den Simonswald in Richtung Kandel gezogen sei. Wie man höre, habe zuvor der württembergische Hauptmann erklärt, daß von Siegelau über Bleibach nach dem Kandel ein äußerst ungünstiger Winkel herauskomme, so wolle man also

Gutach dazunehmen. Die drei in Bleibach verbliebenen Kavalleristen und die fünf Kavalleristen in Elzach müßten die neue Grenze einrichten.

Inzwischen erfuhr Sauer, daß die württembergischen Infanteristen wegen des Schnees nicht auf den Kandel gezogen seien, sondern sich nach Furtwangen begeben hätten. Dort sollten sie Kanonen und weitere Soldaten von Villingen aus übernehmen und sodann den Weg über die alte Glashütte nach St. Märgen und St. Peter nehmen. Dem Emmendinger Hofrat Roth gegenüber äußerte Sauer die Befürchtung, daß der als württembergischer Subkommissär arbeitende Amtmann Mayer in Elzach auch das Gutacher Tal und Riedern für Württemberg in Besitz nehmen würde.

Unterdessen scheinen Amtmann Mayer doch gewisse Zweifel an der Richtigkeit seines eifrigen Vorgehens gekommen zu sein. Jedenfalls erklärte er – wie Sauer am 15. Januar 1806 an Roth meldete –, daß Siegelau wohl wieder an das seitherige Territorium zurückfalle und daß die Grenze vom Schlegelberg und Biederbach über den Kandel gehe, somit also auch Ober spitzenbach und wenigstens der größte Teil von Bleibach bei der alten Herrschaft bleibe. Trotzdem ließ Mayer in Gutach und Riedern unter dem Schutz von 4 württembergischen Kavalleristen das Handgelübde auf die neue Herrschaft ablegen und ermahnte die Bewohner der besetzten Gebiete, die fälligen Abgaben nicht mehr nach Waldkirch, sondern nach Elzach abzuführen.

Über die Ratlosigkeit, die in jener Zeit herrschte, bietet folgendes Schreiben vom 15. Januar 1806 vom Elzacher Stadtsyndikus Farnnschon an den Waldkircher Obervogt Sauer ein treffendes Beispiel. In dem Schreiben heißt es: „Sie wissen, daß am 10. dieses (Monats) eine königliche württembergische Zivilkommission mit etlich um 40 Mann Militär hier und von der Stadt und Herrschaft Besitz genommen hat. Es ist Ihnen ebenso bekannt, daß der hiesige Amtmann Mayer als Delegierter in den umliegenden Orten das nämliche getan hat. Nun vernehme

ich diesen Morgen, daß der Herr Amtsschreiber Buckeisen in der Yach heute nacht ein Regie rungspatent angeschlagen habe, worin diese Besitzergreifung als widerrechtlich erklärt werde. Ich habe erwartet, daß auch hier ein solches geschehen würde, höre aber, daß von Elzach nirgends eine Reck (Anschlagtafel) sei. Ich würde die angeschlagenen (würtembergischen) Patente und Wappen schon haben abnehmen lassen, wenn hier nicht drei württembergische Dragoner lägen, die bei denselben (den Tafeln) des Tags mehrmal herum patrouillieren, und ich (nicht) an dem hiesigen Amtmann (Mayer) den gewöhnlichen Spion hätte.

In dieser kritischen Lage nehme ich mir daher die Freiheit, Euer Wohlgeboren in Eile um Ihren Rat und um gefällige Auskunft zu bitten, was ich meinerseits als Syndikus von Elzach in meinem Wirkungskreise allenfalls zu tun habe, und ob ich mich an Euere hochlöbliche Regierung und Kammer zu Freiburg wenden solle. Sie als kameralistischer Obervogt müssen in der Sache besser als ich unterrichtet sein. Ich stelle es Ihnen anheim, von diesem Briefe bei hoher Landesstelle Gebrauch zu machen, indem ich nolens volens (wohl oder übel) angeloben mußte, mich bei schwerster Verantwortung (Strafe) an keine andere Behörde als die württembergische Kommission zu wenden.“

Zwar ließ Amtmann Mayer – nach einem Berichte Sauers vom 18. Januar 1806 an die Freiburger Regierung – einige Besitznahmetafeln entfernen, wobei selbst die damit beauftragten württembergischen Dragoner äußerten, man könne ja schließlich nicht zwei Herren dienen. Trotzdem suchte Mayer immer noch sein Gesicht zu wahren und drohte in einem Rundschreiben vom 18. Januar 1806 bei Widersetzlichkeit mit Strafen. Dabei behauptete er sogar: „Die württembergischen Besitzergreifungen, unter denen das Waldkircher und Elzacher Tal weder das erste noch das letzte ist, geschehen auf eine Art und gehen mit solchen festen Schritte vor sich, der allein schon jeden Untertan überzeugen kann, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge nicht auf einer schwankenden

Unternehmung beruhe, sondern fest bestehen werde.“

Auf eine diesbezügliche Anfrage Sauer vom 19. Januar 1806 teilte die erzherzogliche Regierung und Kammer in Freiburg am folgenden Tage mit, daß man dem Amtmann Mayer bedeuten solle, „daß uns noch kein Friede öffentlich und legal bekannt gemacht worden (sei), wodurch der Breisgau oder ein Teil desselben an eine fremde Macht überlassen werden soll“. Im Falle der Gewaltanwendung empfiehlt die erzherzogliche Regierung, „sich nicht zu widersetzen, sondern soviel als möglich nachgiebig bezeigen und die Sache zu verzögern trachten, weil ohnehin in kurzer Zeit es sich aufklären muß, ob und unter was für eine fremde Herrschaft wir kommen sollen“.

Diesen Bescheid teilte Sauer dem Sinne nach in einem Schreiben vom 23. Januar dem Amtmann Mayer mit. Darüber hinaus richtete Sauer einen Tag später die Aufforderung an die Vögte von Gutach, Bleibach, Oberwinden, Siegelau, Simonswald, Unteryach und Katzenmoos, die von Mayer verlangten Einwohnerlisten nicht abzugeben.

Schließlich teilte am 26. Januar 1806 Hofrat Roth aus Emmendingen Sauer mit: „Die Grenzlinie zwischen Württemberg und Baden geht einzig vom Schlegelberg bis Mohlbach beim Thurner Hof oder hohen Graben und schneidet als (daher) vom Breisgau für Württemberg nur den größten Teil des Oberamts Triberg, Villingen und Bräunlingen ab. So hat wenigstens Kaiser Napoleon in Karlsruhe die Grenzlinie selbst bezeichnet und ebenso wird sie wahrscheinlich ehester Tagen auch ausgesteckt werden, wonach das Obervogteiamt Kastel- und Schwarzenberg in seiner ganzen Integrität ja auch Elzach noch diesseits bleiben wird.“ In der Tat war im Preßburger Frieden (26. Dez. 1805) der Mohlbach (später Kohlplatzbach genannt), ein Quellbach der Wildgutach, der südliche Endpunkt der fixierten Grenze zwischen dem badischen und dem württembergischen Breisgau.

Sauer entgegnete am 28. Januar Roth, daß man

in Elzach inzwischen die württembergischen Wappen schon wieder abgerissen habe. Von Mayer behauptete er „der allgemeine Haß und die volle Verantwortung liegt schwer auf ihm“. Am 30. Januar 1806 meldete Sauer nach Freiburg: „Es war gestern am 29. dieses Monats mittags 12 Uhr als 25 Mann Infanterie-Militär ohne einen Kommandierenden und ohne, daß sie (die Soldaten) mit einer ordentlichen Zivil- oder Militär-Orda sich auszuweisen vermöchten in dem oberen Glottertal in den 8 obersten Höfen sich einquartierten und aussagten, daß sie nur bis am Samstag sich aufhalten und dann nach Stuttgart zurückgehen werden. Diese Mannschaft hat zwar noch keine Exzesse begangen, fordert aber eine recht gute Verpflegung, bei der ein Trunk in Wein nicht unterbleiben soll.“

In einem Schreiben vom 3. Hornung (Februar) 1806 teilte Sauer der Freiburger Regierungsstelle mit, daß er es abgelehnt habe, dem Pfarrer Winterhalter, der in Oberspitzbach das Handgelübde für Württemberg abgenommen habe, das von ihm (hierfür) geforderte Geld aus dem Religionsfonds der oberamtlichen Kasse auszuzahlen. Dieses Schreiben ist insofern beachtenswert, als Sauer hier erstmals seine Dienststelle als kurbadisches Obervogteiamt bezeichnete.

Daß inzwischen auch in Freiburg die ehemals erzherzogliche von einer badischen Verwaltung abgelöst wurde, ersehen wir aus einem Brief vom 9. Februar 1806, den Roth an Sauer richtete: „Aus (im) Auftrag von der kurfürstlichen Besitznahmekommission in Freiburg übersenden wir Wohldemselben ein Patent und ein Wappenblech mit dem Ersuchen, beides durch einen Gerichtsdiener an die dortige Propstei beliebig anschlagen zu lassen und bis es geschehen, uns zu benachrichtigen. Nota: Herr Propst ist davon bereits avertiert (unterrichtet).“ Am folgenden Tage meldete Sauer schon den Vollzug der Auflage durch den Waldkircher Gerichtsdiener Christian Pfaff.

Unterdessen begannen die württembergischen Soldaten sich immer mehr aus dem badisch ge-

wordenen Breisgau zurückzuziehen. Um über den Stand des Rückzuges besser orientiert zu sein, schrieb am 20. Februar 1806 abends halb zwölf Uhr der kurbadische Vertreter in Freiburg an Sauer: „Der General Clarke will bis morgen 8 Uhr die zuverlässige Nachricht haben, ob in Furtwangen noch württembergische Truppen sind oder nicht? Der Überbringer dieses muß also, wenn Sie ihm keine sichere Nachricht geben können, sogleich auf Furtwangen spediert werden, und Sie müssen ihm aus (im) Auftrag des Herrn Präsidenten von Andlau auf der Stelle ein Pferd anschaffen, um seine Dahnreise zu beschleunigen, und ein anderes in Bereitschaft halten, damit er bei seiner Zurückkunft sich desselben hierher bedienen kann. Sie werden nichts versäumen, um diese Aufträge pünktlich zu erfüllen, denn es ist der Wille des Herrn Präsidenten, und es hängt viel von der richtigen Ausführung derselben ab.“

Noch am gleichen Tage konnte der pflichteifrige Waldkircher Obervogt melden, daß der Stabsvogt in Simonswald Johann Fischer und der Vogt von Gutach den Rückzug der Württemberger bestätigen könnten. Präsident von Andlau gab darauf hin Sauer am 22. Februar 1806 folgende Anweisung: „Die obervogteiamentliche Anzeige vom 20. dieses Monats, daß die königlich württembergischen Truppen aus dem Simonswald und von Gutach abgegangen seien, wird zur Nachricht genommen. Den dortig-herrschaftlichen Vögten in Simonswald und Gutach hat das Obervogteiamt aufzutragen, daß sie in Zukunft keine Befehle mehr über was immer für Gegenstände von dem königlichen württembergischen Obervogt Mayer in Elzach anzunehmen, sondern sich lediglich in allen Angelegenheiten an das kurbadische Obervogteiamt in Waldkirch zu wenden hätten.

Die angeschlagenen württembergischen Patente sind abzunehmen und die Territorialpfähle wegzuschaffen in den Orten, welche die württembergischen Truppen geräumt haben. Überhaupt hat das Obervogteiamt zu trachten, von dem Abmarsch der württembergischen Okkupationstruppen, ob sie die Breisgaischen

Lande ganz oder wie weit sie dieselbe verlassen haben, verlässliche Kenntnisse zu erhalten und sie anher mitzuteilen“.

In einem weiteren Schreiben vom gleichen Tag nahm Präsident von Andlau Bezug auf die von Sauer am 30. Januar gemeldete Einquartierungsangelegenheit. Hierzu schrieb der Präsident: „Da nach mehreren eingelaufenen Nachrichten die königlich württembergischen Truppen aus dem Simonswald und überhaupt aus der Herrschaft Kastel- und Schwarzenberg sich sollen nach Villingen und Bräunlingen und gegen Triberg zurückgezogen haben, so wird sich die angebrachte Beschwerde der oberen Glottertäler wegen der drückenden Einquartierung und Verpflegung der königlich württembergischen Truppen von selbst heben (erübrigen). Sollte sie noch andauern, so ist anher (hierher) der unverweilte Bericht zu erstatten.“

In späteren Verlautbarungen wurde der Obervogt aufgefordert, neue badische Grenzpfähle in Tannenholz setzen zu lassen. Einige Wochen danach teilte der badische Regierungsvertreter in Freiburg – diesmal war es Freiherr von Drais – am 12. April 1806 Sauer mit: „Am 14. dieses Monats morgens 10 Uhr wird in Waldkirch eine französische und eine diesseitige Regierungskommission zur Wiederaufrichtung der auf der Demarkationslinie zwischen der Krone Württemberg und dem Kurhause Baden umgefallenen Grenzpfähle Nr. 3 und 6 erscheinen. Da man zu diesem Geschäfte den dortigen Kameralförster nötig hat, so ist demselben zu bedeuten, sich am 14. dieses Monats bei ersagten (erwähnten) Kommission unfehlbar einzufinden.“ Einem Rundschreiben von Sauer vom 12. April 1806 an die Pfarrer von Simonswald, Oberwinden, Siegelau, Oberspitzenbach, Bleibach, Glottertal und Heuweiler können wir entnehmen, daß die Freiburger Regierungsstelle für den 15. April anlässlich der Übernahme der Herrschaft durch Baden ein feierliches Te Deum angeordnet hatte.

Die unklaren Territorialverhältnisse begannen sich langsam zu normalisieren. Zwar erhoben die Württemberger nochmals am 27. Juni 1806

durch den Amtmann Mayer, der trotz aller Vorkommnisse seinen Posten behielt und seine Dienststelle jetzt wieder als freiherrlich von Wittenbachisches Amt bezeichnete, Einspruch gegen die badische Erbhuldigung in Elzach, Siegelau und Simonswald. Dies blieb allerdings mehr oder weniger eine reine Formsache, da sowohl die Freiburger Regierung als auch das Obervogteiamt Waldkirch sich deshalb nicht beeinflussen ließen und zur Tagesordnung übergingen.

Übrigens einigten sich mit dem Vergleich vom 17. Oktober 1806 Baden und Württemberg über gegenseitigen Gebietstausch, wobei dann auch Triberg, Bräunlingen und Villingen in badischen Besitz übergingen.

In Elzach selbst blieb das grundherrlich von Wittenbachische Amt mit dem Amtmann Mayer bis zum Jahre 1813 bestehen, stand allerdings schon unter Oberaufsicht des Oberamtes Waldkirch. Anschließend wurde es bis 1819 in ein badisches landesherrliches Amt unter Amtmann Berolla umgewandelt und schließlich mit dem Oberamt Waldkirch vereinigt. Obervogt Sauer in Waldkirch wurde 1807 durch Oberamtmann Hofrat Krederer abgelöst, der schon früher dort amtiert hatte und 1819 in den Ruhestand trat. Als Nachfolger Krederers wirkte seit 1819 in dem vereinigten Oberamt Waldkirch-Elzach Oberamtmann Meyr. Der gebietsmäßige Zusammenhang des Elztales innerhalb der Grenzen des Großherzogtums Baden blieb damit gewahrt.

---

## *Lenz*

*Weißer Wolken haucht der Himmel  
Über die erblühte Erde.  
Sorgsam auf der Düste Kissen  
Trägt sie der durchsonnte Wind.*

*Unter den beflaumten zarten  
Zweigen geht ein tolles Summen  
Wie Verheißung schwerer Trachten.  
Und die Blüte träumt von Gott.*

*Hans Boeglin*

## *Nächtlicher Wind*

*Schon hat die Nacht  
Was Licht entfacht  
Mit einem raschen Hauch gelöscht.  
Und jeder Rand,  
Noch kaum erkannt  
In ihren kühlen Schoß sich böschet.  
Nicht Glut noch Bild  
Vor ihr mehr gilt,  
Das blinde Land ist nur ein Ohr:  
Ein Ohr dem Wind,  
Der raunend rinnt  
Aus einem aufgesperrtem Tor.*

*Hans Boeglin*

# Schützt die alten Grenzsteine

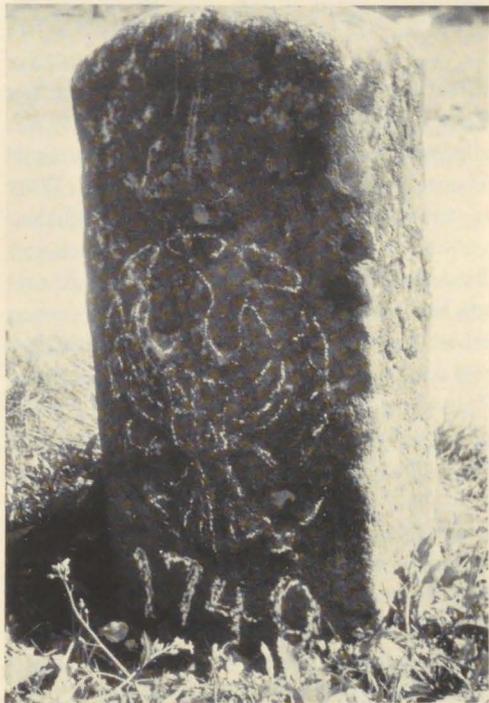
Josef Weber, Elzach

Unweit der „Biereck“ und dem durch den Schellenmärkt bekannten Höhengasthaus „Zum Rössle“ auf der Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigtal, stand am Wegrand ein Grenzstein aus rotem Buntsandstein, der dem Wanderer gleich durch seine Größe und den plastischen Schmuck auffiel. Vor Jahresfrist wurde der Stein entwendet, so daß unsere Heimat wieder um ein weiteres Geschichtsdenkmal beraubt wurde. Der Lochenstein bezeichnete die Grenze der ehemaligen fürstenbergischen Herrschaft Haslach im Kinzigtal und der vorderösterreichischen Herrschaft Elzach und jetzt die Gemarkungsabgrenzung zwischen Biederbach und Hofstetten. Er trug die Jahreszahl 1749 und neben den Grafenkronen die Wappen der Fürsten von Fürstenberg auf der Hofstetter Seite und des Freiherrn von Greuth auf der Biederbacher bzw. Elzacher Seite. Das fürstlich-fürstenbergische Wappen zeigt, umgeben von einem Wolkenrande, den zähringischen Adler mit einem Brustschild. Das von Greuth'sche Wappen enthält den entwurzelten Baumstumpf als redendes Wappenzeichen dieses Geschlechts, umgeben von Lorbeerzweigen. Der Name „Greuth“ deutet auf eine Rodung; roden, reuten oder schwarzwälderisch gesagt „rüttibrennen“. Die Herrschaft Haslach, zu der auch das Gebiet der heutigen Gemarkung Hofstetten zählte, gehörte jahrhundertlang den Grafen zu Fürstenberg. Das Grabmal des Grafen Götz von Fürstenberg vom Jahre 1341, des „Steinernen Mann von Hasle“, in der Katholischen Stadtkirche zu Haslach und das Wappenrelief am Haslacher Rathaus erinnern noch an diese geschichtlichen Zusammenhänge. Die aus der Stadt Elzach und dem Tal Biederbach gebildete Herrschaft Elzach wurde dagegen vom Hause Österreich mehrfach an verschiedene Familien verpfändet. Nach einem von Kaiser Leopold I.

unterzeichneten Pfandbrief vom 21. Juni 1680<sup>1)</sup> wird dem Vorderösterreichischen Vizekanzler, kaiserlichen Rat und Doktor der Rechte Johann Vischer und seinen Nachkommen und Erben das Amt Elzach samt Zubehör gegen 10 000 Gulden als Pfand überlassen. Der Kaiser hatte 60 000 Gulden französische Kontributionen zu entrichten. Dem Pfandschaftsinhaber wird die Nutznießung aller Gefälle und Einkünfte des Amtes Elzach, bestehend aus der Stadt Elzach und dem Tal Biederbach, sowie die Amtmannschaft darüber, für sich und seine Erben übergeben. Er soll die Gesetze achten und die Untertanen schützen und was ausdrücklich ver-

*Der Grenzstein mit der Jahreszahl 1749 und dem fürstenbergischen Wappen.*

Foto: Weber





Die Biederbacher Seite des Grenzsteins mit dem Wap-  
pen des Freiherrn von Greuth.

Foto: Weber

merkt wird, er soll auch der alten katholischen Religion gehorsam und den Verordnungen der allgemeinen röm. Kirche nicht zuwider sein. Ebenso wolle er darüber wachen, daß das Wort Gottes lauter und klar durch die Geistlichen verkündet und die Untertanen von Elzach und Biederbach bei der wahren Religion und den alten katholischen Zeremonien und Gebräuchen erhalten werden. Der Pfandbrief von 1680 lautete auf zwanzig Jahre. Noch vor Ablauf dieser Zeit war der Vizekanzler Johann von Vischer gestorben und sein Schwiegersohn Egidius von Greuth macht 1697 als Vertreter der Erben geltend, daß die Nutznießung der Gefälle und Einkünfte in den verflossenen Jahren unmöglich gewesen sei, weil fremde Herren die Untertanen gebrandschatzt und ausgesaugt hätten. Er bittet Kaiser Leopold die Pfandherrschaft auf weitere zwanzig Jahre zu verleihen, wogegen die Erben sich verpflichten, noch einmal 6000

Gulden zu erlegen. Am 12. Dezember 1697<sup>2)</sup> erfolgt die Ausfertigung des Lehen- und Pfandbriefes für den Freiherrn Egidius von Greuth und die weiteren Erben.

Am 17. Januar 1721 stiftet der Herr Baron von Greuth „aus sonderbar tragender Devotion“ einen Seitenaltar in die Pfarrkirche zu Elzach. Der in Freiburg mit dem Altarschreiner Franz Joseph Schall abgeschlossene Akkord beinhaltet, daß der Altar für 150 rheinische Gulden „auf die Form und weiß wie der hindere Creutz Altar im Münster“ hergestellt werde und die Krönung Mariens darstellen und das herrschaftliche Wappen enthalten soll. Der Altar ist nicht auf uns gekommen. Jedoch ist auf einem der barocken Seitenaltäre der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus in Elzach das Ehwappen von Greuth und von Vischer heute noch zu sehen. Das von Greuth'sche Wappen enthält im silbernen Schild den schwarzen bewurzelten Baumstumpf, überhöht von einem goldenen sechsstrahligen Stern. Der besagte Grenzstein und auch das Wappensiegel des Egidius von Greuth enthalten diesen Stern nicht.

Das von Vischer'sche Wappen zeigt in blau zwei waagrecht gestellte gegen den Schildrand schwimmende Fische. Über den Fischen ebenfalls der goldene sechsstrahlige Stern. Es muß Vermutung bleiben, ob eine barocke Dreifaltigkeitsgruppe, die ohne Zweifel zu einer Marienkrönung gehörte und sich in Elzach erhalten hat, mit der von Greuth'schen Altarstiftung in Verbindung gebracht werden kann.

Durch die Verheiratung des Freifräuleins Maria Theresia Josefa von Greuth mit dem Freiherrn Ferdinand Sebastian von Wittenbach ging die Pfandherrschaft auf diese Familie über. Am 17. April 1742 bestätigt die Kaiserin Maria Theresia die Lehensübergabe. Trotzdem wurde noch 1749 das alte Herrschaftswappen dem Grenzstein eingemeißelt.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> GLA Karlsruhe 21/120 Lehen revers Dr. Joh. von Vischer

<sup>2)</sup> GLA Karlsruhe 21/120 Lehen revers Egidius von Greuth

# Johann Michael Elser (1742–1799), ein erfolgreicher Spöcker Auswanderer

Gaston Mayer, Karlsruhe

In dem Buch von A. Hauer (1923, Neuauflage 1965) „Das Hardtdorf Spöck, seine politische, kirchliche und wirtschaftliche Geschichte“, ist folgendes über einen Georg Friedrich Elser, auch Elsinger aus Liedolsheim (1727) und seine Familie zu lesen: „Metzger, verheiratete sich 1758 mit der hiesigen Metzgerstochter Anna Barbara Scheu. Der eine seiner Söhne (Christoph) war später Löwenwirt und Metzger, der andere, Konrad Ludwig, war „Strauß“-Sonnenwirt. Die Familie war reich, geriet später aber in tiefe Armut und Gant.“

Die letzte Feststellung gilt jedoch nicht für einen anderen Angehörigen dieser Familie, nämlich für den am 23. März 1742 in Spöck getauften Johann Michael Elßer, Sohn des Hannß Jörg Elßer und der Anna Margarete Gamerin. Da der Geburtseintrag des Georg Friedrich Elser nicht bekannt ist<sup>1)</sup>, kann zwar über das Verwandtschaftsverhältnis zu Johann Michael Elßer nichts ausgesagt werden. Familienname und Beruf – beide waren Metzger – deuten aber darauf hin, daß sie nahe verwandt, möglicherweise sogar Geschwister waren (die 15 Jahre Altersunterschied wollen in damaliger Zeit nichts besagen).

Dieser Johann Michael Elser nun kam im Alter von 22 Jahren als Soldat im Dienste der holländischen Kompanie nach Kapstadt, betätigte sich dort zuerst als „privilegiertes“ Schlachter, d. h. er lieferte vertragsweise Fleisch an die Kompanie und deren Schiffe. Später wurde er „freier“ Schlachter. Hin und wieder wurden von den Bürgern Klagen über zu hohe Fleischpreise laut. Elser und andere Metzger in Kapstadt wandten sich darauf an den politischen Rat mit einer Gegenklage, daß ihnen für die Hammel zu hohe Preise abverlangt würden.

Im Jahre 1768 wurden Elser die Bürgerrechte zugestanden und im darauffolgenden Jahr heiratete er die aus Kapstadt gebürtige Cornelia Theron. Der Ehe entsprossen vier Kinder, die aber alle mit Ausnahme einer Tochter Maria Margaretha jung starben.<sup>2)</sup>

Am 19. 12. 1790 wurde Elser als Diakon und am 5. 12. 1794 als Kirchenältester der lutherischen Gemeinde der Stadt gewählt. Am 31. 12. 1795 zeichnete er noch als einer der Kirchenältesten, am 31. 12. 1796 erschien sein Name als einer der ausscheidenden Kirchenältesten. Er starb am 27. März 1799, seine Witwe am 3. 10. 1803 in ihrem 51. Lebensjahr. Die überlebende Tochter Maria Margaretha hatte den Unterleutnant der „Burger Infanterey“ Jan Bolleurs geheiratet. Deren drei Kinder waren Johan Michiel, Cornelia Sophia und Maria Dorothea. Aus dem am 18. 7. 1796 verfaßten Testament Elsers ist zu entnehmen, daß er ein sehr wohlhabender Mann war. Er besaß drei Häuser und mehr als 50 Sklaven. Ein Haus, der sogenannte Leuwenhof war erst am 8. März 1799 an ihn übertragen worden.

Das umfangreiche Inventar des Testaments nennt die Namen der Sklaven und zählt alle Stücke in den verschiedenen Häusern und sonstigen Baulichkeiten auf. Ferner enthält das Inventar eine Liste des Silbers. Auch war ein Barbetrag aus Gold- und Silbermünzen und Papiergeld vorhanden im Wert von 16400 Reichsthalern.

Elser blieb auch in der neuen Heimat seinem früheren Landesherrn, dem Markgrafen Carl Friedrich (1728–1811) in Karlsruhe, in Treue verbunden. Am 30. April 1786 schrieb er an diesen, daß er von seiner Familie vernommen habe, daß der Markgraf sehr zufrieden gewesen sei

mit der ihm gesandten Haut eines Wildpferdes. Nun habe er eine günstige Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, einige Raritäten zu senden, nämlich „ein Wasser Insect welches hier auf dem Caap der gute Hofnung gefangen und genent wird das Haut von Methusa“<sup>(3)</sup> sowie 2 Peitschen aus der Haut eines Nashorns. Da er erfahren habe, daß der Markgraf auch „ein Amateur von ausländische Blumen“ sei, habe er auch verschiedene Sorten von Zwiebeln senden wollen, es aber wegen der ungünstigen Jahreszeit unterlassen müssen.

Auch Carl Christian Gmelin (1762–1837), Direktor des markgräflichen Naturalienkabinetts und Aufseher der fürstlichen Gärten in Karlsruhe, wußte von Elser und als er dem Markgrafen am 20. August 1790 ein Verzeichnis der Pflanzen übergab, von denen er Samen vom „Vorgebürge der guten Hoffnung“ für den Botanischen Garten wünschte, schrieb er dazu: „Es ist zu vermuthen, daß Pflanzenkenner sich auf dem Cap befinden, die sich eine Freude daraus machen, diese Samen zu samlen. Sollte es aber nicht seyn, hielte ich für rätlich, den Badenser auf dem Cap gnädigst anzuweisen, so viel Saamen, besonders von Bäumen, Stauden, Heidenarten, Disteln, Klee und Grasarten zu samlen, als er bekommen kan und hieher zu senden, überzeugt, daß dadurch Hochdero Botanische Gärten immer mit neuen Pflanzen bereichert werden.“ Mit dem „Badenser“ war natürlich Elser gemeint, den daraufhin am 15. Oktober ein Hofrat und geheimer Kabinettssekretär deswegen anscrieb. Diese Anfrage bestätigte Elser am 6. Juni des folgenden Jahres. Der Brief lautet:

„Hoch und Wohl gebohrner!

Insonderst hoch geehrtester Herr Hofradt, und Geheimer Cabinets Secretaire Das Schreiben vom 15ten 8ber 1791 mit welchem mich Euer Hoch Wohlgebohrn mich verehret, habe ich mit gröster Freude erbrochen und daraus, aus der mitfolgenden Verzeichnis ersehen, daß Dieselben eine Botanische Sammlung hiesigen Landes zu erhalten wünschen; zu diesem Ende habe ich dann ein von Seiner Majestät den König von

England<sup>4)</sup> anher gesendeten und seit mehreren Jahren hier befindlichen Botanicus Mahson<sup>5)</sup> zu Radt gezogen, welche sich geäußert, daß wohl diese in der gesagten Verzeichniß aufgelegt sind Samlungen hier zwar zu bekommen, allein sehr mühsam auch mit der Länge der Zeit, und nur von Jahr zu Jahr angeschafft werden können, weillen ein Theil davon in einer und der andere Theil davon in der andern Extremität von Affrica gesucht, und gesamlet werden muß. Der gemeldte Botanicus Mahson wird, um mit der Sache einen Anfang, und so viel möglich ist genügen zu leisten in dem Monath August in hiesige entfernete Gegenden, alwo diese anverlangte ingredienten gesucht und gewöhnlich gefunden werden, abgehen, und im Monat November dieses Jahrs zurück kommen, und dasjenige was er dann laut der Verzeichnis finden wird, mit den ersten nach Vatterland abgehenden Schiffen wohl bewahrter, und unter adrehs und Recomandation des Herrn ministre und Gesanten Herr v. Bohset<sup>6)</sup> absenden werden. Damit nun diesem Botanicus durch dieses bey seinem Landes Fürsten keinen üblen Dienst zu leisten, auch seine jährlich an Seinen König zu erstatten habenden Rechnung keinen Verdacht zu unterlegen, muß diese ganze Sache und einverständniß mit gedachtem Botanicus, vor dem alldort befindlichen Englischen Ambahsadeur ganz verschwiegen und geheim gehalten werden.

Um aber Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht seinem Willen einen getreuen Genügen zu leisten, den so ist ganz begreif- und eigentlich = billich, daß ermeldter Botanicus alle mal mehr, auf seinen Landes Herrn, als auf einen Fremdden in ansehung der Rarren Kreuder bedacht sein wird; daher wäre mein unmaßgäblich und unvorgängliche Meinung, daß Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht der Herr Markgraff ein in diesem Fach tüchtig erfahrenes Subject anher senden würde, welche ich mit höchsten vergnügen aufnehmen, auch demselben zu vollführung dieses Geschäfts, nöthige Bespannung und Fuhrwerk, ohne Absicht der Ersetzung der Kösten, anschaffen werde, um nur meines Aller-

gnädigsten Landes Fürsten für welche ich meinen letzten Säuftzer gern aufopfern mögte, in Erfüllung zu bringen, zu weissen Ende, falls dieser meinen Vorschlag angenommen wurde, die gehörige Lizens bey Seiner Durchlaucht den Prinzen von Oranien<sup>7)</sup>, oder bey den Herrn Bewindhebers der Ostindischen Compagnie erworben werden müste, maßen der Kaiserlich- und Englische Botanicus ebenmäßig bey ihrer anhero Reyße damit versehen worden.

Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht haben mir vor einiger Zeit Höchst gnädigst zu erkennen gegeben, daß Hoch Dieselben mich mit einem Andenken, begnädigen wollen, dahero habe ich mich unterfangen Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht den Herrn Markgraffen bittlich in unterthänigkeit anzuflehen, damit mein Sohn, unter das hiesige Battaillon von Cordon, oder unter die hiesige National Artillerie als Officier plassirt werden mögte, und dies so sehr leicht geschehen kann, auch nicht fehl schlagen wird, wann Seiner Hoch Fürstlichen Durchlaucht der Herr Markgraff sich diese Officiers Stelle bey Seiner Durchlaucht dem Prinzen von Oranien schriftlich für meinen Sohn erbitten wolte, wie dann auch unter einem ein Recomandations Schreiben gleichen Inhalts für meinen Sohn, von dem hiesigen Herrn v. Hügel<sup>8)</sup>, Obersten und Regiments Comandant des löbl. Würtembergischen Regiments an Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht den Herrn Markgraffen abgehet.

Ich bitte Euer Hoch und Wohlgebohrn doch von Zeit zu Zeit dieses mein einziges Begern Seiner Durchlaucht den Herrn Markgraffen vor Augen zu stellen, oder die Memorie darüber zu erfrischen, damit die Sache nicht auf die lange Bank geschoben, und endlich gänzlichen in Vergeßenheit geraden mögte.

Solte aber wieder allen Vermuthen dieses mein Gesuch nicht statt greifen, und von keiner Seiten, bedrieben werden können; so werden mich Euer Hoch und Wohlgebohrn mich unändlich verpflichten wann Dieselbe mir davon die unverweilte Nachricht gründlich ertheillen werden, damit meinem Sohn seine Junge Jahre

ohne Anstellung nicht dahin verrauchen, und ich auf eine andere Art, auf seine Versorgung bey Zeiten den Vatterlichen Pflichtmäßigen Bedacht nehmen könne.

Übrigens habe die Ehre Euer Wohlgebohrn bekannt zu machen, daß ein Sicherer Herr<sup>9)</sup> gebürtig von Durchlach welchen ich als Schreiber angestellt habe, dann ferner ein sicherer Liebmann<sup>10)</sup>, dann der Sohn des Rechnungs Kammerrath Herr Walter, und ein anderer Eronimus Grasser hier glücklich hier angelangt, welche bey mir unter meinen Schutz genommen, und die Sache sogestaltig eingeleitet, daß sie haben hier verbleiben, und angestellt worden, und dadurch die beschwerliche Batavia-sche Reyße enthoben und ersparth haben.

Schlüßlichens wünsche nur Gelegenheit um ihnen überzeugen zu können, wie sehr ich mit Hochachtung und Respect bin.

Euer Hoch und Wohlgebohrn

Unterthäniger Diener  
JM Elser<sup>11)</sup>

Capp d: 6ten Juny 1791.

Gmelin griff den Vorschlag Elsers, von Karlsruhe aus einen Botaniker nach Südafrika zu entsenden auf und machte dem Markgrafen am 11. Januar 1792, gemeinsam mit Hofgärtner Schweikert<sup>11)</sup> folgenden Vorschlag:

„Um die so sehr geschätzten und seltenen Pflanzen, welche sich auf dem Vorgebürge der guten Hofnung und weiter landeinwärts befinden, hier zu besitzen, wäre allerdings rätlich, den Elßerischen Vorschlag bald möglichst zu benutzen. Damit der Endzweck einer afrikanischen Reißer erfüllt werde, wird vor allen Dingen auf ein gesundes, unverdorbenes, thätiges für die Pflanzenkunde geschaffenes treues und rastloses subject zu sehen seyn, das noch neben diesen Eigenschaften Herz und Muth besitzt, allen mit einer solchen Reißer verbundenen Widerwertigkeiten zu trozen, ein subject das wir kennen, das mit denen Pflanzen der fürstl. Botanischen Gärten nicht nur par Rudine, sondern systematisch bekannt ist und solche nach dem

überall bekannten und angenommenen Linnéischen System nachschlagen und aufsuchen kan. Ein solches subject haben wir hier: einen jungen Mann von 21 Jahren, namens Joh. Mich. Zeyher<sup>12)</sup> von Oberzenn freyherrl. von Seckendorfischer Herrschaft vier Stunden von Anspach (wo dessen Vater Gärtner ist) gebürtig, der bereits über zwey Jahr als Gärtnergesell in der fürstl. Botanik sich obige Kenntnisse erworben und sich vor allen anderen rühmlichst ausgezeichnet hat. Es ist schwer, die Reiß-Kosten für eine solche Reiß genau zu bestimmen. Mit dem Hofgr. Schweyckert wurde von einer Englischen Gesellschaft den 9ten Octobre 1786 der Antrag gethan, von da aus eine Reiß auf das Cap zu machen und zwey Jahre daselbst zu bleiben um Pflanzen zu samlen und jährlich 200 £ Sterling nebst freyer Reiß angeboten. Nach unsern geringen Einsichten möchten die Reiß Kosten nebst Verpflegung auf dem Schiffe von Amsterdam bis aufs Vorgebürg der guten Hofnung und von da wieder zurück 100 Lovis d'or betragen. Gesezt dieses subject wäre zwey Jahre auf dem Cap, hätte daselbst bey Elßner die erforderlichen nöthigsten Verpflegnisse, könnte die ganze Afrikanische Reiß mit zweyjährigem Aufenthalt, Fracht und nöthiger Equipage und Ausrüstung auf 250 Lovis d'or kommen.“

Der Markgraf fand die gemachten Vorschläge der Sache angemessen und annehmlich, wollte aber deren Ausführung noch ein Jahr auf sich beruhen lassen. Danach sollte die Sache wieder in Erinnerung gebracht werden. Der Plan wurde jedoch wegen der sich bald anbahnenden kriegerischen Ereignisse nicht mehr aufgegriffen.

Elser muß dann aber wohl Masson mit der Besorgung von Sämereien beauftragt und solche nach Karlsruhe geschickt haben, denn Gmelin

nennt in seiner Liste der Tauschpartner und Spender (1809)<sup>13)</sup> auch Elser („Vorgebürg der guten Hoffnung, Hr. Elser“).

---

#### Anmerkungen:

1) Die Kirchenbücher von Liedolsheim beginnen erst 1734, nach einem großen Kirchenbrand.

2) Von den früh verstorbenen Kindern war namentlich nur eine Tochter Anna Margaretha feststellbar, sie verstarb am 6. 6. 1782. Auch der in dem noch zu zitierenden Brief vom 6. 6. 1791 erwähnte, namentlich jedoch nicht genannte Sohn muß also noch vor seinem Vater (27. 3. 1799) verstorben sein.

3) = Medusenhaupt, auch Medusenstern, Untergruppe der Schlangensterne mit verzweigten Armen.

4) Georg III. (1738–1820), regierte seit 1760.

5) Francis Masson (1741–1805), Gärtner, Pflanzensammler und Botaniker in Kew.

6) Baron Georges François Bosset de la Rochette, außerordentlicher Gesandter von Baden-Durlach in den Niederlanden.

7) Wilhelm I. (1772–1843), 1815 König der Niederlande.

8) Johann Theobald von Hügel (1739–1800).

9) Carl Friedrich Herrer, geb. 10. 4. 1770 Durlach oder Johann Ernst Herrer, geb. 22. 6. 1772 ebenda.

10) Johann Samuel Gottfried Liebmann, geb. 22. 12. 1761 Karlsruhe.

11) Johann Michael Schweickert (um 1753–1806).

12) Johann Michel Zeyher (1770–1843), später Gärtner in Basel, dann Gartendirektor und Hofrat in Schwetzingen.

13) Über den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesammte Staatswohl vorzüglich auf Land und Zeit berechnet. Karlsruhe 1809.

#### Archivalien:

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe.

1. Abt. 206/2160. Die Bothanische Garten Einrichtung zu Karlsruhe.

2. Großherzogliches Familienarchiv. 5. Bd. 27. Staatsargief Republik van Suid-Afrika/Pretoria (Mitteilungen von Herrn Direktor W. B. van der Vyver)

# Marcus Pflüger (1824–1907)

Zum 150. Geburtstag  
des liberalen badischen und deutschen Politikers aus Lörrach

*Helmut Steinsdorfer, Kempten*

Als ich Sommer 1961 in Lörrach Ferien machte, da führte mich mein erster Weg nicht in die nähere Umgebung nach Hausen zu Johann Peter Hebel, nach Basel zu Erasmus von Rotterdam oder in die weitere Umgebung zum Freiburger, zum Straßburger Münster, zum Isenheimer Altar nach Colmar (alle diese obligaten Bildungstouren unternahm ich später auch – das versteht sich von selbst!), – vielmehr führte mich mein erster Weg zum Gasthof „Hirschen“ (damals noch im Betrieb, noch kein Warenhaus wie heute), zu jenem „Hirschen“, von dem ich durch die geschichtswissenschaftliche Literatur wußte, er hatte Marcus Pflüger gehört, dem Gast- und Landwirt, dem langjährigen liberalen badischen Landtagsabgeordneten und deutschen Reichstagsabgeordneten, der am 8. Mai 1824 – vor 150 Jahren – in Lörrach geboren wurde. – Und als ich die breite, spätklassizistische Fassade des Gasthauses vor mir sah, dachte ich, seit Marcus Pflügers Zeiten mag sich nur wenig verändert haben: durch die Toreinfahrt werden damals die schweren Erntewagen gefahren sein, von Marcus Pflüger selbst gelenkt, wenn er dazu Zeit hatte, denn er war nicht nur in Karlsruhe und Berlin ein Menschenalter politisch aktiv gewesen, sondern er saß auch von 1858 bis 1870 und 1886 bis 1903 im Gemeinderat von Lörrach und von 1864 bis 1904 bekleidete er das Amt eines Vorsitzenden des Lörracher Kreis-ausschusses . . . durch jene Toreinfahrt mögen auch die schweren Fässer Markgräfler gerollt sein, vielleicht darunter manch' selbstgezogener Tropfen: einmal mußte Marcus Pflüger sogar einem norddeutschen Reichstagskollegen von Berlin aus durch seine Frau ein Sechzig-Liter-Faß Markgräfler besorgen, wobei er nur die Be-

denken hatte, ob jenem Kollegen diese Weinsorte auch schmecken würde, „denn diese Herren sind an süßere schwerere Weine gewöhnt“ (so schrieb er in einem Brief an seine Frau, der mir nebst anderen Privatbriefen an seine Frau von seinem Enkel, Medizinalrat Dr. Hermann Pflüger, Freiburg, zugänglich gemacht wurde) . . . Als ich dann hineinging in den „Hirschen“, in die Gaststube mit den vielen Tischen, da dachte ich: an diesem oder jenem Tisch mag Marcus Pflüger gegessen haben in geselliger Runde, am Stammtisch der Freunde, mag er Gäste begrüßt haben . . . Und als ich mich etwas umgeschaut hatte, die Atmosphäre des alten Hauses auf mich wirken ließ, entdeckte ich auf einmal an einer Wand sein Porträt und dasjenige seiner Frau Johanna; die Frau in Schwarzwälder Tracht, sein Hannele, wie er sie in den Briefen liebevoll anredet, in Briefen aus Berlin und Karlsruhe, voll Sorge, wie sie ohne ihn das Hauswesen umtreibe, wie die beiden Söhne Hermann (der Vater von Herrn Medizinalrat) und Emil (der später den „Hirschen“ übernahm), an deren Erziehung ihm sehr viel lag, sich geistig, menschlich entwickeln . . . – Lange schaute ich damals das Porträt von Marcus Pflüger an; es zeigt ihn als Mann in jüngeren Jahren: Marcus Pflüger trägt einen schwarzen Gehrock. Sein länglicher, oval geformter Kopf ragt unmittelbar aus dem steifen Vatermörder; das flaumige dunkelblond bis kastanienbraune Haar wellt sich leicht gelockt zu den Schläfen. Braune, mandelförmige Augen blicken ruhig, fast verträumt in die Weite. Eine gerade Nase, ein zierlicher, fein gebildeter Mund, ein weiches Kinn runden das sympathische Gesicht ab . . . Vielleicht gewinnt man das Gefühl der Sympa-



Marcus Pflüger 1824–1907, Jugendbild.

thie (in einem Altersbild, das diesem Aufsatz beigefügt ist, liegt in der Physiognomie des alten Mannes ebenfalls ein ungemein sympathischer Zug) auch deshalb, wenn man weiß: Marcus Pflüger ist es zeitlebens nie um persönliche, materielle Interessen gegangen, sondern immer um den Dienst für die Allgemeinheit für seine Heimatstadt Lörrach (die Gründung einer Feuerwehr, die Erbauung der Wiesentalbahn, die Errichtung der Kreishypothekenbank gehen auf seine Initiative zurück), für Baden, für Deutschland . . .

Marcus Pflüger blieb eben sein ganzes Leben hindurch eng mit Lörrach verbunden (eine Straße erinnert dort noch heute an ihn): in Lörrach ging er in die Volksschule, besuchte er das Pädagogium, übernahm er dann den „Hirschen“. Reisen nach Frankreich und England weiteten seinen Horizont – und daß er oft in der Schweiz war, in Basel vor allem, braucht bei einem Lörracher nicht eigens betont zu werden! So erschien einem Reichstagskollegen der 1874

im Wahlkreis Lörrach – Müllheim – Staufen in den Reichstag gewählte neue Kollege Pflüger als „äußerst Linker“ der Nationalliberalen (dieser Partei schloß er sich an) und als „etwas von Schweizer Ideen angehaucht“. Diese hier angesprochenen Wesenszüge, nämlich das Bekenntnis zum nationalen Gedanken, zur deutschen Einheit, verbunden mit einem prononciert linksliberalen Einschlag und das Beeinflußtsein vom Schweizer Demokratieverständnis, hat Marcus Pflüger schon sehr früh bewiesen – und daran hielt er auch später immer entschieden fest! Als nämlich das Anliegen der Paulskirche, deutsche Einheit in Freiheit durch die gesamtdeutsche Volksvertretung zu schaffen, im Laufe des Jahres 1848 in Stagnation geriet, beteiligte sich der junge, 24 Jahre alte Marcus Pflüger September 1848 an dem tollkühnen Unternehmen Gustav Struves, das freiheitlich-republikanische Deutschland durch einen bewaffneten Freischarenzug von Baden aus zu erkämpfen. So befehligten Marcus Pflüger und Karl Herbstler als Hauptmänner, hoch zu Pferd, die Lörracher Bürgerwehr und führten sie den Freischärlern Karl Struves, als des Präsidenten der deutschen Republik, zu und nahmen am 24. September 1848 am Gefecht von Staufen teil, jenem Gefecht, das mit einer Niederlage der Revolutionäre durch die badischen Regierungstruppen enden sollte. Dieses sein aktives Bekenntnis zur wehrhaften Demokratie, zur republikanischen deutschen Einheit in Freiheit, eben den „Anhauch von Schweizer Ideen“, mußte Marcus Pflüger mit der Flucht in die Schweiz, nach Basel, und einer dortigen zweijährigen Emigration bezahlen – erst 1850 konnte er auf Grund einer Amnestie nach Lörrach zurückkehren. Zur fünfzigsten Wiederkehr jener Ereignisse von 1848 hielt Marcus Pflüger im Rahmen einer Gedenkfeier in Lörrach 1898 eine Festrede (sie wurde von seinem Enkel Dr. Hermann Pflüger 1965 in der „Badischen Heimat“ publiziert), worin er u. a. auch jener Revolutionäre gedachte, die nach Zusammenbruch des Freischarenzuges vom badischen Militär brutal liquidiert worden waren,

und dabei wortwörtlich sagte: „Manches kostbare Menschenleben hat für seine Ideale bluten müssen . . . und jenen tapferen Jünglingen, welche für die Freiheit mutig in den Tod gingen, ist die Nachwelt zu ewigem Dank verpflichtet.“ Er schloß seine Rede mit den Worten: „Der Gedanke der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme, der Einheitsgedanke wuchs immer mehr und ließ sich durch keine Polizeimaßnahmen mehr zurückdrängen. Ihm haben wir es zu verdanken, daß der französische Angriff im Jahre 1870 trotz der diplomatischen Ränke gewisser Botschafter ein einiges Volk vorfand, welches mit Begeisterung für seine höchsten Güter ins Feld zog und jenseits der Vogesen das deutsche Reich wieder zusammenschmiedete. Deshalb gedenken wir heute mit Dankbarkeit aller jener Männer, welche damals für unsere große Sache: Einheit, Freiheit und Recht bluteten und in den Tod gingen.“

*Marcus Pflüger 1824–1907, Altersbild.*



Denn Marcus Pflüger blieb eben auch nach dem Zusammenbruch der Paulskirche aktiv im Sinne der deutschen Einheit in Freiheit tätig. So trat er dem im Schillerjahr 1859 gegründeten „Deutschen Nationalverein“, der für die deutsche Einheit warb, zusammen mit seinem Freunde, dem ehemaligen badischen Minister Franz Freiherr von Roggenbach aus Ehnerfahraun, bei. Und als im Krieg von 1870/71 der Oberrhein von deutschen Truppen entblößt war, organisierte Marcus Pflüger mit seinem Freunde, dem Landtagsabgeordneten Rottra von Kirchen, eine 2000 Mann starke Bürgerwehr, wodurch die französischen Freischaren von Einfällen ins Badische zurückgehalten wurden. – Friedrich Weill schrieb 1910 in den „Badischen Biographien“ über Marcus Pflüger: „Die Errichtung des neuen deutschen Reiches begrüßte er freudig“, fügte jedoch im gleichen Atemzug hinzu, wobei er, „dessen freiheitlichen Ausbau für eine der vornehmsten Aufgaben eines echten Liberalismus hielt“. Dieser Aufgabe unterzog sich Marcus Pflüger mit Eifer im Deutschen Reichstag. Da Baden schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als liberales Musterland galt, in dem alle Reformen im freiheitlichen Sinne durch Zusammenwirken von Krone, Regierung und Parlament weitgehend durchgesetzt worden waren, sah Marcus Pflüger seine Aufgabe in Karlsruhe vor allem darin, als jahrzehntelanges Mitglied der Budgetkommission, für eine solide Finanzgebarung des Landes zu sorgen in engem Kontakt mit seinen liberalen Freunden Prof. Lamey, Kiefer, v. Neubronn . . . Dem badischen Landtag gehörte er nämlich von 1871 bis 1885 für Lörrach-Land und von 1897 bis 1903 für Lörrach-Stadt an; 1897 bis 1900 bekleidete er das Amt des Zweiten Vizepräsidenten. – Auch im Reichstag, dem er von 1874 bis 1887 für Lörrach-Müllheim-Staufen und von 1890 bis 1898 für Karlsruhe-Bruchsal angehörte, leistete er seine Hauptarbeit ebenfalls in der Budgetkommission. Die große Rede im Reichstag war dagegen nicht seine Stärke, hier überließ er den damals hervorragenden liberalen Rednern, wie

v. Bennigsen, Lasker, Bamberger, Rickert, Hänel, Richter, bereitwillig, neidlos das Feld, Männern, mit denen er auch gesellschaftlich, ja freundschaftlich verkehrte. Denn Marcus Pflüger vermochte durch seine natürliche, ehrliche Art andere Menschen für sich einzunehmen, ihr Vertrauen zu gewinnen. – Auch nahm er rege (meist in Gemeinschaft von Reichstagskollegen) am kulturellen Leben Berlins teil: so sah er in der Oper u. a. Wagners Lohengrin und Walküre, Meyerbeers Prophet, bewunderte im Theater die große Tragödin Klara Ziegler aus München . . . aber auch den Zirkus Renz ließ er sich nicht entgehen, und die Hasenheide in Berlin, dem damaligen Vergnügungsort der Arbeiter, schaute er sich ebenfalls an – bei höfischen Feierlichkeiten ließ er sich dagegen nicht sehen!

In den 70er Jahren erblickte die liberale Mehrheit des Reichstages ihre Aufgabe vor allem darin, die Reichsverfassung in Zusammenwirken mit Bismarck im liberalen Sinne auszugestalten durch Schaffung der Rechtseinheit (Strafgesetzbuch, einheitliche Straf- und Zivilprozeßordnung, Reichsgericht in Leipzig) und der Wirtschaftseinheit (einheitliche Maße und Gewichte, Goldwährung und Reichsbank, freihändlerische Wirtschaftspolitik) – eine Aufgabe, der sich auch Marcus Pflüger unterzog, nicht so sehr durch Eingreifen in die Debatten, sondern durch ständige Präsenz in den Reichstagsitzungen und vor allem bei den Abstimmungen. Und so mußte er auf das gelegentliche Drängen seiner Frau, doch bald nach Hause zu kommen, immer wieder schreiben, dieser oder jener Beratungsgegenstand, diese oder jene Abstimmung mache seine Anwesenheit in Berlin (weniger in Karlsruhe) unerläßlich oder wie er ihr einmal aus Berlin schrieb: „Denn so alle Tage sitzen und mit größter Aufmerksamkeit zuhören, ist keine Kleinigkeit. Hier wird gegenüber dem Landtage in Karlsruhe mit Dampf gearbeitet.“ (und – so sei hinzugefügt – ohne Diäten zu erhalten; denn erst 1906 wurden solche für den Reichstag eingeführt!).

Bismarcks Auseinandersetzung mit Zentrum

und katholischer Kirche im Kulturkampf und jener mit der Sozialdemokratie durch das Sozialistengesetz stand Marcus Pflüger skeptisch gegenüber. Als aber der Kanzler die bisherige Freihandelspolitik aufgab und sich mit dem von ihm zuvor heftig bekämpften Zentrum verband und mit der neugeschaffenen Mehrheit aus Zentrum und Konservativen den Schutzzoll 1879 gegen den entschiedenen Widerstand der Liberalen fast aller Richtungen im Reichstag durchsetzte, war sich Marcus Pflüger völlig klar, daß unter den veränderten Verhältnissen für die Liberalen nur die Opposition gegen Bismarck das Gebot der Stunde sein könnte. Da sich die Nationalliberale Partei nicht zu jener von Marcus Pflüger für notwendig gehaltenen Opposition Bismarck gegenüber durchzuringen vermochte, vielmehr sogar versuchte, Anschluß an das neue klerikal-konservative Bündnis zu finden, trat er zusammen mit seinem Freunde Lasker aus der Partei 1879 aus. Und als dann 1880 der Linke Flügel die Nationalliberale Partei verließ und die „Liberale Vereinigung“, kurz genannt die „Sezession“, bildete, schloß sich Pflüger zusammen mit Lasker der neuen Gruppierung an, denn er war durchaus einverstanden mit der Zielsetzung der Sezessionisten, Kristallisationspunkt für eine große, entschieden liberale Oppositionspartei zu sein. Daher behandeln seine Briefe aus den 80er Jahren häufig Sondierungen zwischen den einzelnen liberalen Fraktionen, jenem Ziel der einheitlichen Partei des Liberalismus näher zu kommen. Es kam jedoch nur 1884 zur Fusion der Sezessionisten mit der linksliberalen Fortschrittspartei zur Deutsch-Freisinnigen-Partei; die Demokraten und die Nationalliberalen blieben ihr fern. Jene linksliberale Sammlung, an der Marcus Pflüger im Badischen aktiv beteiligt war, führte sogar dazu, daß sich nach dem Heidelberger Programm von 1884 (darin grenzten sich die Nationalliberalen scharf von den Freisinnigen ab und näherten sich den Konservativen) alte Freundschaftsbände Marcus Pflügers mit badischen Nationalliberalen lockerten, eine gezielte Hetzkampagne gegen ihn in seinem Wahlkreis begann, viele



*Gasthaus zum Hirschen in Lörrach, heute ersetzt durch ein Warenhaus.*

Nationalliberale ihn in Lörrach gesellschaftlich schnitten, den von ihm verpachteten „Hirschen“ boykottierten . . . Marcus Pflüger litt darunter sehr. Das Ergebnis sollte sich bald zeigen: 1885 wurde Marcus Pflüger in Lörrach-Land nicht mehr in den badischen Landtag gewählt; und 1887 verlor er bei den Septennatswahlen sein Reichstagsmandat im Wahlkreis Lörrach-Müllheim-Staufen an einen Nationalliberalen. Erst 1890 gelang es ihm in der Stichwahl in Karlsruhe-Bruchsal den Führer der badischen Nationalliberalen, Fieser, zu besiegen und wieder in den Reichstag einzuziehen. Bei der Spaltung der Freisinnigen 1893 aus Anlaß der Militärvorlage in Freisinnige Vereinigung und Freisinnige Volkspartei schloß er sich der von Eugen Richter geführten Freisinnigen Volkspartei an und vermochte im gleichen Jahr bei der Reichstagswahl sein Mandat im selben Wahlkreis zu behaupten; 1898 lehnte er aus Altersgründen jedoch eine abermalige Kandidatur ab. – Und so mußte Marcus Pflüger am Ende

seiner politischen Laufbahn die völlige Aufspaltung des Liberalismus erleben, eines Liberalismus, der ferner denn je jenem Ziele stand, das Marcus Pflüger in einem Brief an seine Frau 1881 mit den Worten umschrieben hatte: „Der Tag, an welchem auch offiziell ein Zusammenschluß der liberalen Fraktionen stattfinden wird, soll zu meinen schönsten Erinnerungen im politischen Leben gehören.“ (Erst 1910 vereinigten sich die beiden freisinnigen Parteien mit den Demokraten zu einer einheitlichen Partei; eine Vereinigung mit den Nationalliberalen kam weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik zustande.)

Wenn man die politische Lebensarbeit Marcus Pflügers überblickt, dann fallen als charakteristische Merkmale besonders auf: das unbeugsame Festhalten am Gedanken der Freiheit in jeder Situation und das kompromißlose Einstehen für Überzeugungen auch gegenüber mächtigen Tagesströmungen. So schrieb Marcus Pflüger bereits im ersten Jahr seiner Reichstags-

tätigkeit am 9. Dezember 1874 aus Berlin an seine Frau: „Ich freue mich unendlich, wieder heimkommen zu können. Ich glaube, ich hielte es nicht mehr lange hier aus. Die Zustände hier sind nicht derart, daß sie einem Manne von meiner politischen Haltung große Befriedigung schaffen könnten. Überall stößt man auf die niedrigste Servilität. Eine große Menge erfaßt jede Gelegenheit, sich der Regierung dienstbar zu machen, und zwar auf die unterwürfigste Weise. Alles Ankämpfen ist umsonst. Gott schaffe hier Wandel, meine Kräfte sind zu schwach.“ Und so ist es auch nicht verwunderlich, daß ein so klarsichtiger Kopf wie Marcus Pflüger sich nicht von der gewaltigen Persönlichkeit Bismarcks blenden ließ, vielmehr sah er deutlich die politischen Schwächen des Eisernen Kanzlers und zugleich erkannte er jene Gefahren eines sterilen Bismarck-Kultes für die Fortexistenz des Deutschen Reiches. Am deutlichsten tritt diese Bismarckkritik, die viele seiner Briefe durchzieht, in seinem Brief vom 10. März 1881 an seine Frau hervor: „Wo werden wir noch hintreiben, wenn das Volk bei den nächsten Wahlen nicht ein ‚Bis hierher und nicht weiter‘ ausspricht. Beharrt es bei seiner bisherigen Bismarck-Anbetung, so sind die Würfel über die Zukunft des deutschen Volkes für die nächsten 50 Jahre geworfen und nur große Erschütterungen, vor welchen uns der liebe Gott bewahren möge, könnten hier Wandel schaffen.“ – Diese von Marcus Pflüger vorhergesagten „Erschütterungen“ sind allerdings eingetreten: 1918, als das Reich in seiner von Bismarck geschaffenen monarchischen Form

einstürzte, und 1945, als das Reich in seiner von Bismarck geschaffenen räumlichen Struktur zerbrach. So hat der geschichtliche Verlauf die Bismarckkritik Marcus Pflügers bestätigt.

Am 15. Dezember 1901 erlitt Marcus Pflüger einen Schlaganfall, der eine rechtsseitige Lähmung zur Folge hatte, die ihn an das Bett fesselte; allmählich ließ auch seine Sehkraft nach, und zuletzt erblindete er völlig. Am 5. September 1907 starb er in Lörrach und wurde dort beerdigt.

Einer meiner letzten Wege führte mich Sommer 1961 in Lörrach zum Friedhof. Lange Zeit stand ich am Grabe von Marcus Pflüger, an der Eingangsmauer des älteren Teiles des Friedhofes gelegen, und sann über ihn nach und dabei erfüllte mich ein Gefühl der Dankbarkeit, daß es einen solchen Mann gegeben hat. – Friedrich Weill schloß seinen Aufsatz in den „Badischen Biographien“ 1910 mit den Worten: Das Andenken an Marcus Pflüger „als einen aufrechten, selbstlosen und tapferen Kämpfer für Deutschlands Einheit und Freiheit blieb unter den Freisinnigen und Demokraten seiner engeren Heimat und des badischen Landes bis heute lebendig“. Ich meine: an Marcus Pflüger soll man sich auch in unserer Zeit erinnern, vor allem wenn man sieht, wie sehr die Freiheit – sein Lebensanliegen – in vielen Teilen der Erde mehr denn je bedroht ist, denn „die Sache der Freiheit ist diejenige der ganzen Menschheit“, heißt es bei Gottfried Keller, dessen 150. Geburtstag nur fünf Jahre vor jenem von Marcus Pflüger zu feiern war.

# Eine neue Schnecke aus Südbaden

Klaus Münzing, Freiburg i. Br.

In Mitteleuropa neue Tierarten zu entdecken, sofern sie nicht von mikroskopischer Kleinheit sind, ist dem Zoologen heute nur noch sehr selten beschieden. Die Überraschung ist besonders groß, wenn es sich dabei um eine der hierzulande schon recht gut bekannten Gehäuseschnecken handelt. Zumal liegt der bisher einzige Fundplatz im Wutachgebiet, das erst vor kurzem eingehend dargestellt wurde (Die Wutach 1971). Die „Molluskenfauna des Wutachgebietes“ (Schnetter 1971) stützt sich auf jahrzehntelange Beobachtung und zählt 120 Arten auf.

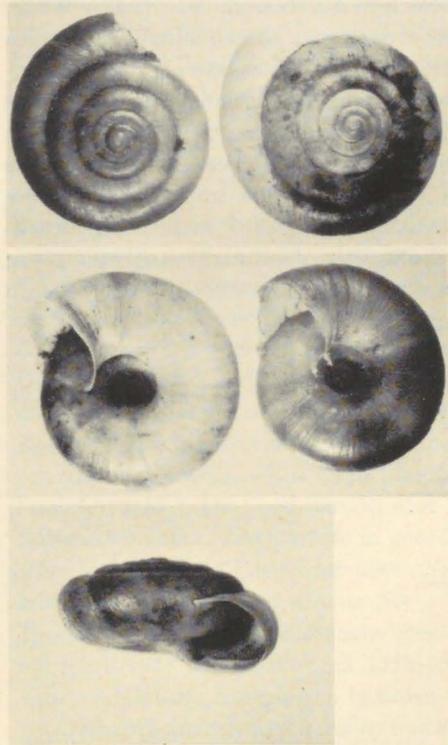
Die Überraschung gelang Herrn Gerhard Falkner mit der Entdeckung von *Trichia graminicola* an der Westflanke des Eichbergs bei Blumberg (Falkner 1973).

**Kurzbeschreibung:** Das Gehäuse ist gedrückt, fast scheißenförmig, mehr als doppelt so breit als hoch mit sehr flachem, manchmal fast ebenem Gewinde. Nabel weit perspektivisch, etwa 6 Umgänge, Naht ziemlich tief. Färbung kräftig hornbraun ins rötliche spielend. Normalerweise ohne Haarnarben. Größter Durchmesser 9,7 bis 10,6 mm, Höhe 4,5 bis 5,3 mm. Von ähnlich aussehenden Arten (Großformen von *Trichia hispida*, einzelne Formen von *Trichia striolata*) anatomisch verschieden.

Das neue Mitglied unserer Tierwelt ist bisher nur aus Mergelrutschen am Westhang des Eichbergs bekannt. Nachforschungen im übrigen Südbaden, auf der Schwäbischen Alb und in Sammlungen blieben erfolglos (z.B. auch die Suche des Verfassers an der Böllat-Rutsche östlich Balingen, Zollernalbkreis).

Der zum Krottenbachtal abfallende übersteile Hang besteht zum größten Teil aus dunklen Braunjuratonen und ist wie alle ähnlich aufgebauten Hänge des Wutachgebietes sehr rutschfreudig. Noch in Erinnerung dürfte der letzte

Bergsturz von 1966 sein. Von der Hangkante, die durch die Weißjurakalke bedingt ist, ziehen einzelne fast baumlose, steile Rinnen nach unten. Das sind die Mergelrutschen. Sie entblößen auch die versteinungsreichen Schichten des mittleren Braunjura und sind deshalb seit jeher ein beliebtes Ziel von Sammlern und Geologen. Kann man doch in den Rutschen zierliche Fossilien in großer Zahl auflesen. Um größere Formen zu erhalten, sind allerdings Grabungen



*Trichia graminicola* Falkner.

Eine etwas gebleichte und eine frische Schale. Der größte Gehäusedurchmesser der größeren Schale ist 10 mm (Sammlung Münzing).

Foto: Owsianowski

notwendig. Auf einer geologisch-paläontologischen Exkursion wurden 1968 auch die ersten Gehäuse der noch unbekanntes Schnecke gesammelt.

Der kahle Boden wird von einer sehr typischen Pflanzengesellschaft besiedelt, kiefernreiche Bergreitgrasflur (*Calamagrostido varia* - *Pinetum*) genannt. Neben dem Bergreitgras (*Calamagrostis varia*), der Fiederzwenke (*Brachipodium pinnatum*) und der Blaugrünen Segge (*Carex flacca*) gedeihen Breites Laserkraut (*Laserpitium latifolium*), Gelber Enzian (*Gentiana lutea*), Wundklee (*Anthyllis vulneraria*) und einige andere, weniger auffällige Pflanzen.

In dem weitgehend undurchlässigen, tonigen Untergrund versickern die Niederschläge nicht und fließen rasch ab. Nur wenig Wasser hält sich kurzfristig in der obersten Bodenzone und in einzelnen Kalkbänken. Bei nassem Wetter bleibt es dagegen in kleinen abflußlosen Mulden stehen, in kalten Zeiten unter Umständen länger. Die Sonne hat ungehinderten Zutritt. Das fördert die Verdunstung und das Gelände ist oft völlig ausgetrocknet. Der Lebensraum kann also sehr naß und sehr trocken sein. *Trichia gramnicola* hat sich stark an die wechselfeuchten Bedingungen der Rutschen angepaßt und ist im anstoßenden Wald oder an der trockenen Hangkante selten.

*Trichia gramnicola* Falkner 1973 ist sicher kein Einwanderer, sondern ein an die extremen Bedingungen seines flächenmäßig beschränkten, schwer zugänglichen Lebensraumes gebundenes Tier. Die strenge Bindung an diesen Biotop ist auch die Ursache seiner späten Entdeckung.

---

#### Schriften

Falkner, G. (1973):

Studien über *Trichia* Hartmann, I. *Trichia* (*Trichia*) *gramnicola* n. sp. aus Südbaden (Gastropoda: Helicidae). – Arch. Molluskenkunde, 103, S. 209–227, 9 Abb., Frankfurt/Main.

Sauer, K. F. J. & Schnetter, M. (Hrsg.) (1971): Die Wutach.

Wutach (1971): Die Wutach, naturkundliche Monographie einer Flußlandschaft. – Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ., 6, 575 S., mit vielen Taf., Abb., Karten und Tab., Freiburg i. Br. (Bad. Landesverein f. Naturkunde u. Naturschutz).

Schmid, G. (1974):

Materialien zu *Trichia gramnicola* Falkner. – Mitt. dtsh. malak. Ges. 3 (Nr. 27), S. 166–171, Frankfurt/Main.

Schnetter, M. (1971):

Die Molluskenfauna des Wutachgebietes. Mit dem Bericht über eine Molluskenexkursion in die Wutachschlucht von Günter Schmid. – In: Die Wutach, S. 351–376, 4 Abb., 2 Tab., Freiburg i. Br.

# Bericht vom 12. Internationalen Genealogentag in München

Rolf Eilers, Freiburg

Vom 9. bis 13. September 1974 lud die Deutsche Arbeitsgemeinschaft Genealogischer Verbände e. V., Stuttgart, welche 10 000 Genealogen vertritt, zum 12. Internationalen Kongreß für genealogische und heraldische Wissenschaften ein, der in München im Kongreßzentrum abgehalten wurde. Hierzu fanden sich 300 Experten aus der ganzen Welt ein: 125 Personen aus der Bundesrepublik Deutschland; 175 Personen kamen zum großen Teil aus der Schweiz, Österreich, Niederlande, aber auch aus den Ostblockländern, Lateinamerika und Australien, so daß nur die asiatischen Länder nicht vertreten waren.

Zur Auswahl standen rund 45 genealogische und 40 heraldische Vorträge, die teils in englisch und französisch gehalten wurden und mit einer Aussprache verbunden waren. Die Themen waren äußerst vielseitig. So konnte man sich über Forschungsmöglichkeiten in Schottland, Dänemark oder den Niederlanden informieren, über ausgefallene Kapitel wie „Ahnenforschung bei den Hereros in Südwestafrika“ oder „Inkaische und iberische Dynastien und ihr Fortbestehen in der südamerikanischen Aristokratie“. Aus der allgemeinen Genealogie führen wir an: Dr. Heinz Friederichs über „Genealogie-Genetik-Gesellschaft“, oder Thomas Frh. v. Fritsch-Seerhausen über „Genealogie und Adelsrecht“; aus dem Gebiet der Forschungsmöglichkeiten: „Zur Problematik und Entwicklung mittelalterlicher Kleindenkmale“ oder „Zur genealogischen Aussagekraft von Burg- und Siedlungsnamen des Mittelalters“. Aus der Familiengeschichte bedeutender Geschlechter: „Genealogische Beziehungen der Anführer der walachischen Revolution von 1848“ oder „Die genealogisch-heraldischen

Zusammenhänge der neu entdeckten Wandmalereien im Uracher Schloß“ (Vorfahren der Herzöge v. Württemberg) oder von Prof. Hansmartin Decker-Hauff „Genealogie und Kaisergedanke am Wiener Grabmal Kaiser Friedrichs III.“ Aus den Themen über Auswanderung nennen wir als Beispiel: „The Americanization of Swiss and German Family Names in 18th Century North Carolina“.

Als einziger Badener sprach Alfred Graf v. Kagenack aus Freiburg-Munzingen über „Die Salis, europäische Geschichte im Spiegelbild einer Graubündener Familie“. Besonders reges Interesse fanden auch die Vorträge über genealogisch-soziologische Themen: Dr. Gerhard Hirschmann sprach über „Die Bedeutung des Connubiums beim Aufstieg Nürnberger Bürgerfamilien zu einer wirtschaftlichen Führungsschicht im 18. u. 19. Jh.“, Dr. Herbert Lemmel über „Strukturanalyse des fränkischen Adels im Mittelalter und seine Bedeutung für das werdende Europa“, Weyprecht Hugo Graf Rüdert v. Collenberg über „Struktur und Connubium des Adels der Kreuzzugsstaaten“, Dr. Hans Körner über „Struktur und Entwicklung der patrizischen Ganerbenschaft Alten-Limpurg in Frankfurt a. M.“, Dr. Gerd Wunder über „Sozialstruktur süddt. Reichsstädte in genealogischer Sicht“, Alfred Engelmann über „Sozialbild alter Familien vom Comer See“, oder Thomas Frh. v. Fritsch-Seerhausen über „Familienverbände und -stiftungen 1358–1972“. Viele vorbildliche Anregungen brachten auch Dr. Gerhard Frotscher „Heiratsalter und Frühhehen im 16.–17. Jh.“ oder Ernst v. Mühlendahl „Zeitverhältnisse u. Geburtenhäufigkeit bei den baltischen Ritterschaften“ mit vielen statistischen Resultaten.

Von den Vorträgen über Heraldik, Siegelkunde, Insigniologie und Fahnenkunde wollen wir nur einige als Beispiel für viele nennen: „Die heraldische Farbbregel in Bezug auf das Zusammentreffen von Gold und Silber“, oder von Hans Ulrich Frh. v. Ruepprecht „Der Mohr als Wappenfigur“, oder „Wappendeutung aus der mittelalterl. Dichtung“. Aus der Insigniologie seien angeführt: „Die Orden der Reichsritterschaft“, oder „Der Landesherr auf Städtesiegeln“ oder „La relique saint-stéphanoise dans la Sainte Couronne de Hongrie“. Von politischer Bedeutung war auch von Jürgen Arndt: „Wechselwirkungen zwischen dem staatl. Recht der Familiennamen und dem Wappenrecht?“.

In der Eröffnungssitzung sprach Dr. Wolfgang Zorn über „Familienkreise in Bayern in der Geschichte des 20. Jh.“ und es folgte ein Lichtbildervortrag „Streifzug durch die Geschichte Münchens“. Im Antiquarium wurden wir in historisch-festlichem Rahmen von Kultusminister Maier im Namen der Bayrischen Staatsregierung begrüßt. Am Mittwoch, dem 11. Sept., fanden keine Vorträge statt, sondern bei herrlichem Wetter ein Tagesausflug zum Chiemsee, auf die Frauen- und Herreninsel. Er sollte dazu dienen, sich von den vielen Vorträgen etwas zu entspannen und Gelegenheit bieten, nicht nur Bayern, sondern sich auch gegenseitig persönlich näher kennenzulernen. So konnte man mit vielen Kollegen endlich persönliche Kontakte schließen, mit denen man oft schon seit Jahren brieflichen Forschungsaustausch pflegte. Denn während der kurzen Pausen zwischen den Vorträgen war dazu keine Gelegenheit.

Leider blieb eine ganze Anzahl bedeutender Familienforscher der hochinteressanten Tagung fern, für welche die Tagungsgebühr mit DM 90,- (DM 45,- für jede Begleitperson) unerschwinglich war. Diesen Personenkreis konnte man nur auf dem vorangegangenen Dt. Genea-

logentag treffen. Leider waren auch verschiedene lokale genealogische Vereine nicht vertreten. So wurde allgemein bedauert, daß Frankreich nur durch Paris zentral vertreten war und die sonst sehr aktiven lokalen Vereine fehlten, wie z. B. der „Cercle Généalogique d'Alsace“ in Straßburg.

Das Programm war äußerst „dicht gesät“. Man mußte zwischen vier bis fünf parallel laufenden Vorträgen sich entscheiden, konnte aber auch ganz fern bleiben und die Ausstellung „Wappen in Bayern“ oder eine Ausstellung besuchen, in der 60 naturgetreue Nachbildungen von 60 Kronen aus aller Welt gezeigt wurden. Wer an Besichtigungsfahrten durch München oder zu den Schlössern teilnahm, kehrte oft so zeitig zurück, daß es in Eile noch zum letzten Vor- oder Nachmittagsvortrag reichte, so daß man doch noch halbwegs „zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen konnte“. Es fanden auch verschiedene schöne Nachkongreßfahrten statt.

Um uns die heißen und anstrengenden Tage angenehm und erholsam zu gestalten, hatten sich die beiden genealogischen Verlage Degener 2 Co. sowie i. V. für den C. A. Starke-Verlag der Verlag Bauer & Raspe eine ausgezeichnete Idee einfallen lassen:

„Besuchen Sie, bitte, in den Vortragspausen unsere Fachbuchausstellung im Tagungsbüro. Sie finden zahlreiche interessante Werke, die Sie zwanglos anschauen und prüfen können. Außerdem halten wir *erfrischende Getränke* (selbstverständlich kostenlos) für Sie bereit.“ So konnte jedermann, begeistert von der guten Organisation, woran der „Bayr. Landesverein für Familienkunde e. V.“ maßgeblich beteiligt war, und sehr beeindruckt vom hohen wissenschaftlichen Niveau der Vorträge mit großer Befriedigung und vor allem einem zusätzlichen „Reisekoffer“ voll neuer Anregungen für die eigene Forschung die Heimreise antreten.

1. In Heft 3/1974 ist dem Verfasser des Aufsatzes „Die Museen des bad. Frankenlandes“ auf S. 382 in der 2. Spalte leider eine Namensverwechslung unterlaufen. Es war *nicht* H. Beuschel, sondern Oberbaurat Friedrich Beichel, der spätere Stadtbaudirektor von Karlsruhe, der die Pläne für das Buchener Museum geschaffen hatte.

2. Durch ein Versehen des Autors wurde im „Ekkhart 1975“ auf S. 77 und 78, Anm. 32 dem Herausgeber der Zeitschrift „Badenia“ falsche Initialen zugelegt. Nicht K. S. Bader, der heute in Zürich lebende Historiker, sondern der badische Landeshistoriker Josef Bader (1805–1883) gab diese Zeitschrift heraus.

In Münster/Westfalen wurde von Prof. Dr. Günther Weydt ein Grimmelshausen-Komitee zum 300. Todestag von Grimmelshausen im Jahre 1976 gegründet. Es soll dann in Münster ein Symposium über den Dichter des „Simplizissimus“ stattfinden. Zugleich soll im dortigen Landesmuseum eine Ausstellung „Grimmelshausen und seine Zeit“ gezeigt werden. Das Komitee wurde in Münster ins Leben gerufen, weil dort eine große Anzahl von Barock- und Grimmelshausenforschern ihren Sitz hat. Außerdem kann das erweiterte Landesmuseum entsprechende Räume zur Verfügung stellen. Die Stadt des Westfälischen Friedens will den Dichter des Dreißigjährigen Krieges gebührend würdigen.  
J. W.

## Spruch

*Mr cha nit  
allene  
allewül  
alles  
rechtmache.*

*Aber mr cha sich  
allbott  
um alli  
recht Müebi ge.*

*Gerhard Jung*

# Buchbesprechungen

**Lothar Gall: Der Liberalismus als regierende Partei** (Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung.) Franz Steiner Verlag, Wiesbaden, 1968

Keinem, der vor 1933 eine Schule in Baden besucht hat, dürfte jenes Bild unbekannt geblieben sein, das die „Kaiser-Proklamation“ anno 1871 von Anton v. Werner wiedergab, bei der Großherzog Friedrich I. von Baden das Hoch auf seinen Schwiegervater ausbrachte. Als „Kartätschenprinz“ hatte dieser 1849 die badisch-pfälzischen Verteidiger der Reichsverfassung geschlagen und verfolgt.

Nun verweigerte er Bismarck nach Verlesung der Proklamation den Händedruck. Das freilich ist auf jenem Gemälde nicht zu sehen und es hat uns auch kein Lehrer berichtet, daß der Großherzog noch kein Jahrzehnt später seiner Enttäuschung Ausdruck gab, dies sei „nun das zur Carikatur gewordene deutsche Vaterland, das wir mit Arndt besungen, mit Fichte erhofften, das wir auf Stein gründen wollten.“ (Gall, Kap. VIII, Anm. 2-3)

Keinem badischen Schüler unseres Jahrhunderts war die Simultanschule etwas anderes als eine Selbstverständlichkeit. Daß es anders sein könne, wäre uns kaum verständlich gewesen. Wie es aber dazu gekommen ist, hat man uns freilich nie gesagt.

Über die Revolutionen 1848/49 in Baden sind die meisten Lehrer mehr oder weniger scheu hinweggegangen. Niemand hat uns auch gesagt, wieso Städte und ganze Regionen, die seit der Gegenreformation rein katholisch und die in den Revolutionsjahren liberaldemokratische Hochburgen gewesen waren, im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts und bis in unsere Tage ohne eine machtvolle katholische Volkspartei konservativer Prägung nicht mehr gedacht werden können und weshalb Baden in den letzten 75 Jahren ohne Beteiligung dieser katholischen Partei nicht regierbar gewesen ist.

Liest man freilich die Erinnerungen des badischen Staatsgefangenen Heinrich Hansjakob aus dem Jahre 1870, so ergibt sich unabweisbar der Eindruck, daß die Liberalen als badische Regierungspartei so liberal auch nicht gewesen sind, daß das Wort vom „liberalen Musterlande“ gerechtfertigt gewesen wäre. Zwar fällt die Festungshaft Hansjakobs nach dessen eigener Erkenntnis in seine Sturm- und Drangperiode. Der badische Liberalismus indessen hatte – wie man meinen sollte – diese Periode bereits hinter sich. Er war 1870 auf dem Wege in jenen Nationalliberalismus, der seitdem bis ins erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts

die Menschen innen- und außenpolitisch weitgehend mitbestimmt hat und der nach 1890 nahtlos in den deutschen Imperialismus überging, der dann ein zweites Mal nach Versailles geführt hat.

Der Eindruck, daß der Liberalismus als Regierungspartei in Baden zwar zeitbedingt und daher notwendig fortschrittlich, zugleich aber auch illiberal und daher politisch unklug gewesen ist, wird bei der Lektüre der Arbeit von Gall bestätigt. Es erscheint daher als höchst zweifelhaft, ob Baden, wie Hellschmid meint, deshalb das „Musterlande“ geworden ist, weil es fast ein halbes Jahrhundert lang „wirklich liberal“ regiert worden und deshalb allen freiheitlich Gesinnten ein Vorbild war. Vielmehr ist es eine offene Frage, in welchem Maße sich das Großherzogtum Baden der gesamtdeutschen Entwicklung vom schöngeistigen über das rein nutzgeistige zum nur noch machtgeistigen Staatswesen angepaßt hat. Baden war, infolge seiner geopolitischen Randlage gegenüber Frankreich und der Schweiz, trotz seiner vergleichsweise großen ökonomischen Rückständigkeit, früher als andere deutsche Kleinstaaten zu einer liberalen Verfassung gelangt. Ein junger Staat, ohne eigentliches Kernland aus zwei Drittel Katholiken in den ehemals vorderösterreichischen und baden-badischen Gebieten und aus einem Drittel protestantischer Bewohner der beiden baden-durlachischen und der kurpfälzischen Gebiete seltsam gemischt, konnte sich nur konsolidieren, indem er die Integration des Bürgers und Bauern in den Staat mit verfassungsmäßigen Mitteln betrieb, d. h. mit dem Appell an deren eigene Interessen. Nach anfänglichem Zögern mit Rücksicht auf die Traditionen der Landesteile hatte der Freiherr Sigismund von Reitzenstein im Jahre 1809, ähnlich wie Montgelas in Bayern, die alten Bürokratien zerschlagen, deren Positionen auf den Privilegien der beiden ersten Stände beruhten. Einen dritten Stand gab es in Baden noch nicht. Damit fehlte eine bewußte Wirtschafts- und Steuerpolitik, und es fehlte eine Bildungs-Politik, auf der sich ein dritter Stand hätte konstituieren können. Die Schulbildung war der Kirche, dem Lehrer, dem Ortspfarrer überlassen. Es bedurfte daher der Mitarbeit bürgerlich gesinnter Beamter („Geheimrats-Liberalismus“). Die Räte Nebenius und Winter arbeiteten eine integrierende Verfassung und Selbstverwaltung aus. In der ersten Kammer saßen die mediatisierten Fürsten, Standes- und Grundherren, in der zweiten die gewählten Vertreter von „Besitz und Bildung“. Aus dem Dualismus zweier Übergangsschichten, denen die Staatsgewalt gegenüberstand, hat sich der Liberalismus entwickelt. Freiheit vom Staat ver-

langten die einen, Freiheit zum Staat war das Ziel der jüngeren Liberalen. Die Heilige Allianz machte dann dem liberalen Geist für nahezu ein Menschenalter ein Ende. Unter dem unfähigen Großherzog Leopold herrschten die Bürokraten aus der Karlsruher Zentrale. Eine Minister-Verantwortlichkeit war unbekannt. Die erste Kammer entwickelte sich zum Werkzeug der antikonstitutionellen Richtung. Ihr entgegen entstanden allenthalben Volksvereine. Die vom Deutschen Bund verbotenen Turnvereine waren es besonders, in denen sich der liberale und demokratische Geist regte. Im Zeichen der Vereinsfreiheit, die es erst zu gewinnen galt, kamen die ersten katholischen Vereine auf. Ein Parteiwesen gab es noch nicht; Honoratiorenkreise waren die Keimzellen dieses bürokratischen Liberalismus, der liberalkonstitutionelle Ziele verfolgte. Wo eine das ganze Land umspannende Parteiorganisation fehlte, verspürte der einzelne Abgeordnete naturgemäß eine starke Bindung gegenüber dem heimischen Wählerstamm. Von daher stammt die Ablehnung des Fraktionszwangs und des Abgeordnetenmandats, wie sie noch heute in unseren Verfassungsgesetzen enthalten ist. Innerhalb des Liberalismus konnte unter diesen Voraussetzungen eine einheitliche Willensbildung nicht entstehen. Je nach der Haltung des einzelnen Abgeordneten mußte es zu Gruppenbildungen kommen, die sich nur im Negativen einig waren, ein positives politisches Rezept aber nicht hervorbringen konnten. Die Paulskirchen-Versammlung hat das dann hinreichend verdeutlicht. Nachdem dort die radikalen Liberalen ebenso gescheitert waren wie die Konstitutionellen, mußte sich die von Preußen und Österreich ausgehende Reaktion zwangsläufig durchsetzen. Geblieben war, und durch die Geschehnisse verfestigt, die Auffassung, zwischen Liberalismus und Staat könne nur eine antagonistische Spannung entstehen. In Baden war es, wo diese frühliberalistische Auffassung erstmals überwunden worden ist. Wir werden sehen, mit welchen Folgen. Hier hatte sich eine vergleichsweise homogene Schicht gebildeter Liberaler entwickelt, eine neue Generation, deren Eindrücke vom Studium in den beiden Landesuniversitäten Freiburg (Rotteck) und Heidelberg (Häusser, Gervinus) bestimmt waren. In den landesmannschaftlich gegliederten Corps Suevia und Rupertia in Heidelberg war eine große Anzahl künftiger Verwaltungsjuristen aktiv, die einander kannten und einander als Duzfreunde unterstützten. Aus diesen Kreisen entwickelten sich feste Gruppierungen im Lande, zumal die bisherigen Honoratioren-Vereine den festen Vereinigungen der Katholiken und Sozialisten im Vorfeld von Wahlen nicht gewachsen sein konnten. Bisher standen die Kirchen, insbesondere die katholische im ehemaligen Vorderösterreich, dem Staat schon deswegen in Frontstellung gegenüber, weil das landesherrliche Kirchenregiment

des protestantischen Fürstenhauses automatisch im Gegensatz stand zu einem Volkskörper, der zu zwei Dritteln aus Katholiken bestand. Die Vereinigungen der Sozialisten konnten im Staat ohnehin nur den Gegner sehen. Die Liberalen dagegen, einst ebenso Gegner des absoluten Staates, wuchsen mit dessen Konstitutionalisierung in den Staat hinein. Ihre Führer wurden mit Staatsaufgaben betraut; die entscheidenden Namen sind Franz v. Roggenbach (geb. Mannheim 23. 3. 1825), August Lamey (geb. Karlsruhe 27. 6. 1816) und Julius Jolly (geb. Mannheim 19. 2. 1823). Ihr stiller Parteigänger wurde Großherzog Friedrich I. (geb. Karlsruhe 9. 9. 1826), der infolge Geisteskrankheit seines älteren Bruders Ludwig vier Jahre nach dem Tod von Großherzog Leopold den Thron bestieg. Eine Ausbildung wie die seinige war bei Erbprinzen in jener Zeit nicht üblich; er hatte dieselben Lehrer gehabt und dieselben Ideen in sich aufgenommen wie die liberalen studentischen Altersgenossen. Daß die Erlebnisse der Jahre 1848/49 nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben sind, darf man voraussetzen. Als Friedrich I. mit 30 Jahren Großherzog wurde, war er ein Liberaler so gut wie die liberalen Altersgenossen.

Nachdem die Liberalen Staatspartei geworden waren, ergab sich so eine natürliche Gegnerschaft zur katholischen Kirche. Diese widersetzte sich heftig allen Versuchen, die bisher behauptete führende Stellung im Schulwesen zu Gunsten eines stärkeren Staatseinflusses aufzugeben. Zu Zugeständnissen war die Kurie umsoweniger bereit, als ihre Position in den süddeutschen Staaten unangegriffen war. Weshalb sollte das kleine und schwache Baden ein härterer Gegner sein als etwa Österreich? Indessen förderten die italienischen Ereignisse ein Einlenken. Am 19. 10. 1859 kam es zu einem Konkordat, das vom Großherzog vorbehaltlich der Zustimmung der Kammern unterzeichnet wurde. Dem Wesen eines Konkordats entsprechend war eine Reihe von Zugeständnissen an die Kurie vorgesehen: im Schulwesen, in der Lehrfreiheit an den Hochschulen, in der Ehegesetzgebung und hinsichtlich des kanonischen Rechts. Die Opponenten sahen darin Eingriffe in die mühsam erkämpften verfassungsmäßigen Grundrechte, in die staatliche Gesetzgebungskompetenz überhaupt. Die Regierung, so argumentierten sie, habe zwar das ausschließliche völkerrechtliche Vertragsrecht; soweit damit Eingriffe in innerstaatliche Rechtsverhältnisse verbunden seien, müßten allerdings die Kammern zustimmen. Der Opposition von Liberalen und Protestanten gelang es, den Großherzog auf seine verfassungsmäßigen Pflichten festzulegen und die beiden Kammern in die Entscheidung einzubeziehen. Die 2. Kammer lehnte ab. Danach kam es gar nicht mehr erst zur Befragung der ersten; die Ablehnung wurde als Votum des Landes behandelt. Da sie den eindeutigen

Volkswillen nicht mehr zu repräsentieren vermöge, mußte die bisherige Regierung Meysenbug zurücktreten. Als einen unerhörten Vorgang schilderte der württ. Gesandte in Karlsruhe die Tatsache, daß das neue Ministerium aus den Reihen der bisherigen Opposition gebildet wurde; es kam die Regierung Lamey. Außerhalb blieb Roggenbach, der die Gleise für diese Entwicklung gestellt hatte. Ihm schwebte die Einigung eines kleindeutschen Nationalstaates vor; eine Einmischung Österreichs, auf das die katholische Kirche sich in erster Linie hätte stützen können, konnte er nicht gebrauchen.

Der Erzbischof von Freiburg hatte inzwischen förmlich dagegen protestiert, daß der Kirche „wohlerworbene Rechte“, die ihr aus Tradition und Konkordat erwachsen waren, wieder entzogen werden sollten. Das Innenministerium erwiderte, Fragen des Staatsrechts könnten nur von den verfassungsmäßigen Organen im Rahmen der landesherrlichen Souveränität entschieden werden, nicht aber von den Untertanen des Großherzogs, und zwar unabhängig von deren Stellung in der Öffentlichkeit. Lamey, der als früherer Strafverteidiger des Erzbischofs mit der kirchenrechtlichen Materie besonders vertraut war, arbeitete sechs Gesetzesentwürfe aus, die das Verhältnis von Staat und Kirche regeln sollten: Freiheit der Kirchen in ihren inneren Angelegenheiten, Unterordnung unter die staatliche Rechtssetzung nach außen (Notzivilehe), Übernahme des Volksschulwesens auf den Staat, staatliche Mitwirkung bei Besetzung kirchlicher Stellen. Roggenbach und Jolly war ein solcher Modus vivendi nicht genügend. Im Sinne des deutschen Idealismus Hegelscher Prägung suchten sie nach handfesteren Grundlagen für dauernde Lösungen. Die Gefahren einer solchen Haltung hat Hermann Heller richtig gesehen (Staatslehre, Leiden, 1934): „Die geistige Unfähigkeit zwischen Staat und Kirche zu unterscheiden, geht... der Unfähigkeit voraus, die Spannung der beiden Funktionen praktisch zu ertragen. Schon zur Blütezeit des Liberalismus wird so der totale Staat vorbereitet...“

Wir werden sehen, wie sich die Entwicklung des Liberalismus in dieser Richtung bis in unser Jahrhundert vollzogen hat.

Die Entwürfe Lameys setzten sich indessen durch, das Hauptgesetz mit 55 gegen 5 Stimmen und ebenso das Gesetz, das jenes zum Verfassungsbestandteil erklärte. In die Verfassung wurde es jedoch wegen des Widerstands der 1. Kammer nicht aufgenommen, weil dort die Gegner aus dem grundherrlichen Adel und dem Klerus die Beschlußunfähigkeit durch Nichterscheinen herbeiführten. Die Bevölkerung billigte mehrheitlich den für alle Teile tragbaren Kompromiß. Es kam damit zunächst zu einem Waffenstillstand zwischen katholischer Kirche und dem Staat. Im Jahre 1861 kam es zur Regierung Lamey/Roggen-

bach und nun wurde eine Reihe innerpolitischer Reformen in Angriff genommen. Roggenbachs Haltung zur Schul- und Kirchenfrage war prinzipieller und entschiedener als die Lameys, der als Taktiker hoffte, die Probleme würden sich mit der Zeit von selbst entschärfen. Roggenbachs Interesse konzentrierte sich demgegenüber auf die nationale Einigung Deutschlands. An der Stelle der bisherigen kirchlichen Oberschulbehörden wurden gemischt konfessionelle Oberschulräte errichtet mit einem liberalen Protestanten aus Freiburg an der Spitze. Nur ein Teil der Liberalen war hiervon befriedigt. Ein anderer Teil arbeitete auf klare Trennung von Kirche und Staat im schulischen Bereich hin. Ein dritter Teil forderte die Simultanschule unter Ausschluß jedes kirchlichen Einflusses. Die Gegenaktion der Kirche unter dem Motto, die Religion sei in Gefahr, zeigte in welch gefährliches Fahrwasser die Liberalen hineinsteuerten. Und nun begann Lamey eine Politik, die für den Liberalismus des 19. und des 20. Jahrhunderts, sobald er seine Ziele gefährdet glaubt, typisch zu sein scheint. Erinnerung man sich an die Weimarer Republik, so wird man erkennen, daß dem Liberalismus auch damals die totalitäre Gebärde nicht fremd war. Es ist dies eine Haltung, die dem späteren Nationalliberalismus in besonderem Maße eigen ist, wie sie sich seit Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entwickelte. Der an sich demokratische und vernünftige Gedanke, lokale Schulaufsichtsbehörden aus den Kreisen der Bevölkerung zu bilden, denen regelmäßig der Ortspfarrer, der Lehrer und der Bürgermeister angehören sollten, wurde aber sabotiert durch Petitionen, die an den Kirchentüren zur Unterschrift ausgelegt oder durch Hausbesuche der Geistlichen beider Konfessionen erwirkt wurden. Solchen Machenschaften suchte Lamey dadurch zu begegnen, daß er bei den Wahlen zu den Ortsschulräten eine Wahlpflicht einführte, deren Versäumung mit harten Strafen und mit der Wiederholung von Wahlterminen geahndet wurde. Hatte der Liberalismus gerade durch die Volksschulreform die politische Bewußtseinsbildung der Bevölkerung fördern wollen, so trat nun das Gegenteil ein: es entwickelte sich in der Bevölkerung der Widerstand gegen diesen Obrigkeitsstaat neuer Prägung. Der Vorgang wiederholte sich später im Deutschen Reich gegenüber der von Bismarck entrieten Kirchenkampf- und Sozialistenverfolgungs-Politik. Baden machte auch insoweit den Vorläufer; die Regierung merkte zu spät, daß sie damit dem Gegner seine Organisation zu begründen, erleichterte. Roggenbach, dem es in erster Linie mehr auf die Lösung der badischen und der nationalen Frage in kleindeutschem Sinne ankam, schied aus der Regierung aus. Der katholische Bevölkerungsteil, ohnehin in der Mehrheit, und weitgehend in den ehemals österreichischen Vorlanden ansässig, dazu in Erinnerung an die harte

preußische Besatzungszeit von 1849–1852, drängte Baden in eine nähere Bindung an Österreich, der sich die Liberalen nicht entziehen konnten. So votierte die rein liberale 2. Kammer 1866 für den Kriegseintritt auf seiten Österreichs. Das Ergebnis ist bekannt. Es kam zur Regierung Mathy–Jolly, die wieder auf ein Beamtenregime hinsteuerte. Typisch hierfür ein Regierungserlaß vom 28. Juli 1866, wonach sich die Presse „jeder aufreizenden Polemik gegen die Regierung, gegen die *besitzenden Klassen*, gegen bestimmte Religionsgemeinschaften und insbesondere gegen einzelne deutsche *Volkestämme*, zu enthalten“ hatte. Die solchermaßen bedrohten Oppositionsblätter wiesen in einer Eingabe demgegenüber daraufhin, sie schuldeten den besitzenden Klassen gegenüber keine größeren Rücksichten als den Nichtbesitzenden, „dem Volke in der allgemeinen Bedeutung des Wortes“. Die Regierung Mathy–Jolly war nicht aus der 2. Kammer hervorgegangen. Sie stützte sich ausschließlich auf das Vertrauen des Großherzogs, der propreußisch eingestellt, aber Gegner einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den beiden Großmächten war. In diesem Sinne hielt er auch die badischen Truppen weitgehend vom kriegerischen Zusammenstoß fern und benutzte die erste Gelegenheit, dem preußischen König seine und des Landes Loyalität gegenüber der preußischen Hegemonie darzulegen. Die Katholiken, die sich gefühlsmäßig zu Bayern und Österreich hingezogen fühlten, blieben naturgemäß Gegner einer badisch-preußischen Annäherung. Die Liberalen gingen dagegen jetzt ins preußische Lager über. Waren sie in der kleindeutschen Frage bisher gespalten gewesen, so wurde nunmehr die nationalliberale Partei als solche formell gegründet und geeinigt.

Bismarck hatte es nicht eilig, die badischen Anschlußbemühungen an den Norddeutschen Bund zu honorieren. Nicht einmal das Angebot, das badische Heeressystem dem preußischen weitgehend anzupassen, erschien ihm erstrangig. Vielmehr verwies er die badischen Unterhändler auf ein besseres Zusammengehen mit den anderen süddeutschen Regierungen. Auf der Stuttgarter Militärkonferenz 1867 sollte man für eine allgemeine Heeresreform nach preußischem Vorbild werben. Das war indessen erfolglos. Ein bayerischer Vorschlag, einen süddeutschen Bund zwischen den 4 Staaten südlich des Mains zu bilden und diesen Südbund in eine völkerrechtliche Verbindung zum Norddeutschen Bund einzubringen, fand die Ablehnung insbesondere Mathys. Dagegen kam es zu einer neuen Auflage des Zollvereins, dem die Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags und 75 Vertreter der süddeutschen Staaten angehören sollten, die nach allgemeinem, gleichem und direktem Wahlrecht zu wählen waren. Nicht genug, der badische Großherzog betrieb auch weiterhin die Einpas-

sung in das preußische Heeressystem. Nach den preußischen Auseinandersetzungen wegen Bismarcks Militär-Vorlagen im Jahre 1862 scheuten die badischen Liberalen allerdings vor einem derart weitgehenden Schritt zurück, der das Land – das an Preußen beträchtliche Kriegsschädigungen hatte leisten müssen – neuen finanziellen Belastungen ausgesetzt hätte. Das Verhältnis zwischen der Regierung Mathy–Jolly und den Liberalen wurde schwer belastet. Man war wieder in die autoritäre Ära der 50er Jahre zurückgekehrt. Da die Heeresreform nicht gegen liberalen Widerstand durchsetzbar war, wollte man ihnen durch die Erfüllung alter liberaler „Stekkenperde und Kinderspielzeuge“ (Jolly) ein gewisses Entgegenkommen zeigen und sie damit in anderer Hinsicht verpflichten. Neben Gesetzen über die parlamentarische Verantwortlichkeit der Minister und zum Schutz der parlamentarischen Redefreiheit, neben Pressegesetz und Vereinsgesetz, bot sich die Kirchenkampf-Politik als ein billiger Köder an. Das Gesetz über den Elementarunterricht wurde wieder aufgewärmt und in einer Verordnung vom 6. Sept. 1867 wurde bestimmt, daß künftig die Geistlichen beider Konfessionen in einem staatlichen Examen ihre Allgemeinbildung, insbesondere in deutscher Geschichte und Literatur, nachzuweisen hatten, um ihre Bestallung zu erlangen. Da sich die katholische Geistlichkeit bevorzugt aus der ländlichen Bevölkerung rekrutierte, war die Stoßrichtung der Verordnung klar, die auf Jolly zurückging. Schon nach einer Woche verbot der Erzbischof Hermann v. Vicari in Freiburg seinen Pfarramtskandidaten die Teilnahme am Examen. Dies führte dann noch im Januar 1878 zu einer Rede von Heinrich Hansjakob in der 2. Kammer, nachdem die Verordnung von 1867 als Gesetz aufgezogen wurde, das rückwirkend ab 1863 in Kraft trat und das im übrigen auf die Kenntnisse in Latein, Griechisch, Philosophie und in der kirchlichen Landesgesetzgebung erstreckt wurde. Hansjakob hat diese Parlamentsrede schwer zu büßen gehabt und zwar vonseiten kirchlicher Stellen und seiner Parteifreunde. Dabei hatte er ganz richtig festgestellt, daß, wenn schon allgemein eine höhere Bildung für Staatsdiener wünschenswert sei, dies für den Theologen folgerichtig auch gelten müsse. Darüber hinaus sei es aber jenseits aller politischen Standpunkte viel wichtiger – so Hansjakob –, daß dem Volk seine geistlichen Führer erhalten blieben, zumal der Nachwuchsmangel sich für Religion und Kirche schädlich auswirken müsse, der schon rund 15 Jahre andauere. Die Kurie möge nachgeben, der Staat sei hier nun einmal der stärkere. Hansjakobs Buch „In der Residenz“, das erstmals 1878 erschien und das er noch 1910 umarbeiten und neu herauszugeben für notwendig hielt, ist im Grunde eine einzige Verteidigungsschrift gegen die oft gehässigen Angriffe seitens seiner Parteifreunde.

Er wurde auch 1881 nicht mehr als Kandidat aufgestellt.

Während sich die Fronten zwischen Regierung und der liberalen Gruppe und zwischen Regierung und dem Katholizismus einerseits, zwischen der liberalen Fraktion und der zahlenmäßig kleinen katholischen Gruppe in der 2. Kammer andererseits versteiften, versuchte Mathy im Einvernehmen mit dem Großherzog immer wieder, die Zustimmung Bismarcks zum Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund zu erwirken, um die geplante Heeresreform (1% der Bevölkerung unter Waffen, zweijährige Dienstzeit wie in Preußen) besser durchführen zu können. Als Mathy bald danach, Anfang Februar 1868, starb und Jolly sein Nachfolger als Ministerpräsident wurde, gab dieser das Liebeswerben um die Liberalen auf und setzte die neue Regierung in radikaler Abkehr vom parlamentarischen System wiederum aus reinen Fachbeamten zusammen. Bei den anschließenden Wahlen zum deutschen Zollparlament ergab sich, daß die kirchliche Seite aus Katholiken und aus orthodoxen Protestanten mehr als 90 000 Stimmen, die Liberalen nur knapp 10 000 Stimmen mehr erhalten hatten. Es gab nunmehr aus Baden im Zollparlament 8 Liberale und 5 Vertreter der Katholiken, dazu einen großdeutschen Demokraten. Die katholische Partei sah nun – wenn auch führende Vertreter, insbesondere aus Adelskreisen, sich sperrten – klar, welche Vorteile ihr das allgemeine, gleiche und direkte Wahlsystem bieten konnte. Und hier nun beginnt die Entwicklung der katholischen Bewegung zur großen Volkspartei mit antimilitaristischem und damit anti-preußischem Charakter. Bismarck hat die ganze Entwicklung sehr aufmerksam verfolgt. Aus innen- und außenpolitischen Gründen lehnte er eine Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund jedoch weiterhin konsequent ab. Im Reichstag beschuldigte er die badische Regierung, einen entsprechenden Antrag des Abgeordneten Lasker bestellt zu haben. In dieser Weise wolle er sich vom Reichstag nicht in seine auswärtige Politik hineinreden lassen, vor allem nicht in der Politik gegenüber Frankreich und dem bayerischen König gegenüber. Jolly demgegenüber brachte in scharfer Form in Erinnerung, Schroffheit und herrische Ablehnung seien in den gegebenen Umständen nicht die richtige Haltung gegenüber dem anschließwilligen Großherzogtum. Der empörte Großherzog, der Bismarck schon vorher privat als Lügner und halbverrückten Menschen bezeichnet hatte, konnte Bismarck halbwegs besänftigen. Trotz solcher Verstimmungen blieb die badische Regierung auf ihrem Kurs. Gall spricht es ganz hart aus: Sowohl die Regierung wie der Großherzog waren „Erfüllungsgehilfen“ für die bismarck'sche Politik geworden. Neben nationalen Gesichtspunkten waren für diese Haltung auch innenpolitische Überlegungen maßgebend. Zu

groß waren die konfessionellen, kulturpolitischen und kulturellen Gegensätze geworden. Zu erbittert standen sich Volkswille und Staatsautorität gegenüber, als daß eine freiwillige Isolation Badens noch irgendeine Integrationswirkung hätte zeigen können. Die Integration, der Fortbestand der Liberalen, die Bewahrung des geopolitischen Status waren nur im Rahmen des Bismarck-Reiches noch möglich. Bindeglieder waren insbesondere der Kulturkampf und die, wenn auch überschätzte, französische Gefahr. Die badischen Versuche eines parlamentarischen Regierungssystems waren unwiederholbar geworden, nachdem man im Lande zu einer vermeintlichen „Regierung über den Parteien“ zurückgekehrt war. Aussichtslos waren deshalb auch alle Überlegungen, die Reichsgründung auf einem anderen Prinzip als dem der konstitutionellen Monarchie aufzubauen. Die bismarck'sche Konstruktion des Reichs war auf ihn als preußischen Ministerpräsidenten zugeschnitten, der gleichzeitig Reichskanzler war. Das politische Übergewicht Preußens innerhalb des Reichs und die Beibehaltung der reaktionär gewordenen preußischen Verfassung bis zum Jahre 1918 nahmen den badischen Liberalen die Möglichkeit einer eigenständigen Politik. Dazu kam eine zwangsläufige Abwanderung politischer Potenzen aus Baden nach Berlin, weil deutsche Politik eben nur noch dort gemacht wurde. Ihre eigenständige Rolle als Vorkämpfer des demokratischen Liberalismus hatten die Badener ausgespielt. Zwischen 1871 und 1918 hat keine badische Regierung mehr die Geschicke des Reichs noch irgendwie beeinflussen können. Der Abgang Bismarcks hat daran nichts geändert. Zwar war der von Bismarck entfesselte Kirchenkampf für Baden schon weitgehend überholt. Zwar hatte das Zentrum als große katholische Volkspartei eine seiner Kernzellen in Baden. Aber auf die Politik des Reichs hatte es nur geringen Einfluß, auch dann, als es nicht mehr „Reichsfeind Nr. 1“ war. Viele Liberale aus Baden schlossen sich den Sozialdemokraten an, nachdem die Liberalen im Reich im Nationalliberalismus gelandet waren. Daraus wiederum ergab sich eine liberalere Haltung der badischen Sozialdemokraten im Verhältnis zu ihren Parteifreunden im Reich. Insoweit ist Baden dann auf einer anderen Ebene eben doch ein „Musterlände“ geblieben. Nicht von ungefähr ist der letzte Reichskanzler unter Wilhelm II. ein badischer Prinz gewesen; nicht von ungefähr war der erste Reichspräsident der Republik ein Landsmann. Nicht von ungefähr regierten nach 1918 „Schwarze“ und „Rote“, häufig ergänzt durch Angehörige der Demokratischen Partei, das Land bis 1933. Und nicht umsonst waren unter den Reichskanzlern vor Brüning zwei Badener. Nicht von ungefähr waren Liberale und Demokraten im ersten Drittel unseres Jahrhunderts eine Zierde der badischen Universitäten.

Wir denken an die ehrwürdigen Gestalten von Max und Alfred Weber, von Gustav Radbruch, Hermann Kantorowicz und Gerhard Anschütz, von Georg und Walter Jellinek, von Karl Jaspers und Franz Schnabel. Wir denken auch der großen liberalen Anwälte wie Max Hachenburg, Ernst Fuchs und Karl Geiler, deren Ausstrahlung durch das geistige Klima des „Musterländles“ entscheidend bestimmt war.

Den Beginn dieser Entwicklung offengelegt und am badischen Beispiel dargestellt zu haben, wohin die Entartung des Liberalismus vom ethisch-kulturellen zum bevorzugt wirtschaftspolitisch fundierten, den bürgerlichen Staat tragenden, Prinzip führen würde, ist das Verdienst des mit einer stupenden Materialfülle arbeitenden Verfassers. Es wäre verdienstlich, wenn Professor Gall die hier skizzierte Arbeit bis in die Zeit vor dem 1. Weltkrieg würde weiterführen können. Dies umso mehr, als gerade für die Zeit nach der Reichsgründung die zweifellos vorhandenen Quellen bisher auch nur spärlich fließen.

Dr. Wolfgang Wipprecht

**Max Schefold: Alte Ansichten aus Baden.** Verlag Anton H. Konrad, Weissenhorn 1971

Mit Hilfe der Historischen Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg konnte dieses wichtige und prächtige zweibändige Werk herausgegeben werden. Dem unermüdlichen und kenntnisreichen Autor Max Schefold, der ehemals an der Stuttgarter Galerie tätig war, verdanken wir dieses außerordentlich wichtige und nützliche Buch. Er hat alle Museen, Privatsammlungen, Kupferstichkabinette, Antiquariate durchsucht und dort Abbildungen von Landschaften, Städten, Dörfern, Burgen und anderen Denkmälern Badens notiert. Seinen scharfen Augen sind wohl nur wenige Blätter entgangen. Ein Bild der mittelalterlichen Kartause von Freiburg z. B. fand er im Stiftsarchiv von Klosterneuburg bei Wien. In dem umfassenden Katalog mit 35722 Nummern und 729 Abbildungen des Bildbandes hat er alle ihm erreichbaren Veduten alphabetisch geordnet aufgezeichnet, ihre Zeichner und Drucker festgestellt und ist ihrer Entstehung und Zusammengehörigkeit nachgegangen. Schon dadurch ist das Buch als Nachschlagewerk für Freunde alter Ortsbilder, für Graphik-Sammler und -Händler unentbehrlich. Es ist mit seinen genauen Ortsangaben und Daten durchaus verlässlich. Der besondere Wert der Bände liegt in diesem gründlichen und umfassenden Katalog und den zahlreichen, z. T. noch unbekannteren Abbildungen. Hoch interessant für den Laien wie für den Fachmann ist aber auch der einleitende Text über die Geschichte der Landschafts- und Städ-

tebilder, über die Techniken der Wiedergabe, die Künstler und ihre Auftraggeber und die kulturgeschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehung. In dieser sehr einfach aber lebendig geschriebenen Einleitung mit ihren wesentlichen Anmerkungen und Literaturangaben lernt man die Bedeutung dieser Kunstwerke kennen, die nicht nur deshalb so wichtig sind, weil sie uns frühere Ansichten längst zerstörter Bauten, Städte oder Landschaften vermitteln, sondern weil sie zugleich Dokumente geistiger „Auffassungen“ sind und mehr widerspiegeln als nur die Sehweise eines Künstlers. Die Veduten sind Kunstwerke der Neuzeit und reflektieren mit dem Landschaftsbild auch das Menschenbild dieser Epoche, seine sachbezogenen wie romantischen Vorstellungen. So bietet diese Sammlung der „Ansichten aus Baden“ für uns eine unerschöpfliche Quelle von Erkenntnissen über Land, Orte und Menschen Badens. Dem Autor gebührt höchster Dank für seine große Arbeit, ebenso dem Verleger, der den Band so sorgsam druckte und mit den vielen vorzüglichen Abbildungen versah.

Dr. J. Krummer-Schroth

**Mane Hering-Mitgau: Barocke Silberplastik in Südwestdeutschland.** Anton H. Konrad Verlag, Weissenhorn 1973

Unser Jahrhundert hat die Kunst des Barocks wieder entdeckt und gefeiert, nachdem das Schimpfwort „barocco = übertrieben“ den Kunstwerken des 17. und 18. Jahrhunderts durch die Klassizisten und Realisten von Winkelmann bis um 1880 aufgestempelt wurde. Kunstgelehrte und forschende Historiker haben über Stil und Künstler seit langem Hervorragendes geschrieben. Selbst lokale Künstlerpersönlichkeiten wie im Breisgau Sellinger oder die Familie Hauser sind durch Herrn Rektor Brommer und Pfarrer Manfred Herrmann erforscht worden. Merkwürdigerweise hat die barocke Goldschmiedekunst, vor allem die hervorragende Silberplastik bisher wenig Beachtung gefunden. Im Augustinermuseum fand 1964 eine Ausstellung „Barocke Goldschmiedekunst aus den Kirchen der Freiburger Erzdiözese“ statt. Am Katalog dieser erfolgreichen Ausstellung arbeitete Frau Hering-Mitgau mit, der wir nun ein Buch über die barocke Silberplastik verdanken. Es ist mit prächtigen großen Abbildungen ausgestattet, die viel von dem Glanz und der Schönheit der Werke wiedergeben. Es enthält die Werke der großen Kirchenschätze unseres Gebietes, aber auch hervorragende Meisterwerke, die in kleine Kirchen gestiftet wurden. Ein ausführlicher Katalog orientiert über Künstler, Stifter und Besonderheiten jedes Werkes und ein einleitender Text be-

handelt zusammenfassend die Werkstätten und Goldschmiedefamilien, denen wir die Werke verdanken, dann die Verwendung der Silberfiguren als Reliquiare, Andachtsbilder oder Prozessionsfiguren, weiterhin die Fragen ihrer Entstehung, Herstellung und ihres Stilwandels. Für all diese Probleme hat M. Hering-Mitgau in Urkunden, Literatur, Pfarrarchivalien außerordentlich interessante Funde gemacht und alles mit viel Wissen und Überlegung den Werken zugeordnet. So ist das Buch für alle Kunstliebhaber und Fachleute als Bilder-, Lese- und Fachbuch gleich interessant und erfreulich.

Dr. J. Krummer-Schroth

**Gubler, Hans-Martin: Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb 1681–1766.** – Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1972. 280 S., und 248 S. Text m. 20 Zeichn. u. 32 Taf. m. 53 Abb.

Der Vorarlberger Baumeister Peter Thumb gehört an hervorragender Stelle zu den Vollendern des süddeutschen Barocks. Obwohl er in seinen Kirchenbauten am herkömmlichen Wandpfeilersystem festhielt – und es allerdings nach den Gegebenheiten variierte –, strebte er bisweilen auch den Saalbau an und erreichte hier in seiner Anlage von Neubirnau einen Höhepunkt spätbarocken Kirchenbaus; diese Kirche zeigt Thumb als Meister auch dieses, etwa von Thumbs Zeitgenossen Schmuzer oder Zimmermann bevorzugten Typus'. Im allgemeinen baut Thumb in handwerklich sauberen und klaren überkommenen Formen, so in Lachen, seinem ersten Kirchenbau, dann in der großräumigen Kirche von Ebersmünster, in Kirchen- und Klosteranlage Ettenheimmünster – und vor allem in St. Peter im Schwarzwald; selbst noch an den Resten der ruinierten Kirche von Frauenalb ist Peter Thumbs Wollen vorzüglich abzulesen. Daß er auch Zweckräume zu repräsentativer und ästhetisch kaum zu überbietender Wirkung zu gestalten wußte, bezeugt die Bibliothek von St. Peter, eine in ihrer klangvollen architektonischen Struktur, ihrer trotz relativ bescheidenen Ausmaßen überwältigenden Großräumigkeit, ihren festlichen und fröhlichen Proportionen mitreißende Schöpfung, die in ihrem künstlerischen Rang immer noch nicht genügend gewürdigt ist. Die Kirche von St. Peter wurde in den letzten Jahren glücklich restauriert und bildet neben der Bibliothek ein besonderes Kleinod der Kunstlandschaft Schwarzwald.

Mit dem Saalkirchentypus setzt sich Thumb z. B. in Friedenweiler, Günterstal, Waldkirch, Hilzingen auseinander. Den Höhepunkt stellt Neubirnau dar: Schon die Gliederung von Turm und Fassade des

quergelegten Prioratstrakts zeugen weit über den Bodensee weg von Thumbs gestalterischer Kraft. Im Kircheninnern – es handelt sich um einen fünfachsigen Saalbau mit zweimal eingezogenem Chor, das sich zum Altar hin verjüngt – tritt das architektonische Element dienend vor der Wände und Konturen heiter überspielenden Dekoration zurück. Die Galerie, in Thumbs Formenrepertoire bei Wandpfeilerkirchen so selbstverständlich strukturbildend, tritt hier in der Saalkirche Neubirnau als stukkumschäumte Balustrade nur noch dekorativ gliedernd in Erscheinung. Freilich hat Thumb hier wie anderswo die besten Stukkatoren und Maler als Mitarbeiter eingesetzt. Das Ergebnis ist ein fröhlich-intimer und festlich-heiterer Kirchenraum, der zu den schönsten Süddeutschlands zählt.

Beim letzten großen Werk Thumbs, der Stiftskirche von St. Gallen, ist Thumbs Anteil umstritten. Gubler zeigt jedoch – auch in Auseinandersetzung mit der Forschung –, daß neben den an der Planung maßgeblich beteiligten Meistern J. M. Beer und J. C. Bagnato auch Peter Thumb durch seine bei der Bauausführung vorgenommenen Umformungen recht eigentlich die heutige Erscheinung der Kirche mitbestimmt. Thumb nämlich straffte das Raumgefüge, in dessen Zentrum die Rotunde zu liegen kam; wie in vielen Kirchen Thumbs dominieren im Längsblick die Wandpfeiler. Trotzdem sind Längsbau und Zentralbau zur Einheit verschmolzen. Das architektonische Gerüst ist so wuchtig und beherrschend, daß selbst die vollendetste Ausstattung mit Stuck und Malerei es nicht in den Hintergrund zu drängen vermag. Die Bibliothek von St. Gallen wirkt trotz üppigerer Ausstattung im Vergleich zu der von St. Peter etwas starr und gedrückt. All dies und noch mehr ist diesem ausgezeichneten Buch zu entnehmen. Gubler führt darin die Bauten Thumbs in einem ersten Teil chronologisch vor, wobei zahlreiche Abbildungen und Risse den Text illustrieren und belegen. Ein zweiter Teil untersucht die stilistische Entwicklung des Baumeisters Thumb; hier ist sachlich gegliedert – also nach Außenbau, Fassade, Türen, Treppen. Anschließend stellt der Verf. den Meister in den stilgeschichtlichen Zusammenhang. Ein reichhaltiger Anhang enthält u. a. einen Katalog der Planzeichnungen, die Entwürfe, Akkordabschriften und Briefe, kenntnisreiche Anmerkungen, ein Literaturverzeichnis, Register und Bildnachweis. Alles in allem ein sehr gründliches, längst notwendig gewesenes und verdienstvolles Werk, das Leistung und Entwicklungsgang Peter Thumbs auf Grund solider Quellen- und Literaturstudien vorführt und für lange Zeit richtunggebend sein wird. Dem Verfasser sei dafür gedankt, ebenso aber auch dem Verlag, der mit diesem Buch wieder einmal mehr bewiesen hat, daß er der führende Kunstgeschichtsverlag des deutschen Südwestens ist.

Robert Feger

**Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973.** Hrsg. von Irmgard Hampf und Peter Assion. Stuttgart: Müller & Gräff i. K. 1973. 309 S., 55 Abb. auf Tafeln, 1 Notenbeilage, DM 48,-

In der Nachfolge früherer Veröffentlichungen der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart erschien jetzt der erste Band einer neuen Reihe, die künftig auch den badischen Landesteil berücksichtigen wird und zu einem neuen wissenschaftlichen Zentralorgan der baden-württembergischen Volkskunde ausgebaut werden soll. Die Reihe mit dem Titel „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ ist deshalb vor allem in Baden zu begrüßen, wo im Gegensatz zu Württemberg, Bayern usw. mit entsprechenden volkskundlichen Jahrbüchern ein solches Organ bisher gefehlt hat. Die „Forschungen und Berichte“ werden künftig von der Badischen Landesstelle für Volkskunde (Freiburg i. Br.) mitherausgegeben werden. Gesammelte Aufsätze oder Monographien werden ihren Inhalt ausmachen. Baden ist schon im vorliegenden Band mit einer Anzahl beachtenswerter Aufsätze vertreten. Unter den Autoren erscheint die jüngere Wissenschaftlergeneration erfreulich zahlreich. Als Zentren der volkskundlichen Forschung lassen sich die Universitäten und Institute in Freiburg und Tübingen erkennen. Das Spektrum der behandelten Themen zeigt die Breite der südwestdeutschen Volkskundearbeit. Besondere Schwerpunkte bilden die Sachvolkskunde mit 6 (Scharfe, E. Schwedt, Braun, Heimberger, Lipp, Hensle) und die religiöse Volkskunde mit drei Beiträgen (Leibbrand, Assion, Kauß). Die früher so wichtige Brauchforschung ist etwas in den Hintergrund getreten. Ihr können nur zwei Aufsätze zugeordnet werden (Bischoff-Luithlen, Moser und Braun). Der modernen Tübinger Richtung der Empirischen Kulturwissenschaft (wie dort die Volkskunde jetzt genannt wird) entstammen die Beiträge von Gottfried Korff, Utz Jeggle und Ulrich Ammon über eine Arbeitersiedlung in Unterhausen (Kreis Reutlingen). Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, wollte man den gesamten Inhalt des reichhaltigen Bandes würdigen. Es soll daher nur einiges herausgegriffen werden, was besonders badische Leser angeht. Der Mitherausgeber des Bandes Peter Assion legt unter dem Titel „Ein Kult entsteht“ eine gründliche Untersuchung zur Verehrung der Ulrika Nisch von Hegne am Bodensee vor. Um die 1913 als Kreuzschwester im dortigen Kloster Verstorbene entwickelte sich eine stark besuchte Wallfahrt mit allen herkömmlichen Merkmalen. Die Heiligensprechung wird vor allem vom Orden der Verehrten angestrebt und durch Wunder und Gebetserhörungen, die in einer eigenen Mirakel-Zeitschrift periodisch publiziert werden, ge-

fördert. Aus diesen Berichten zieht Assion kritische Schlüsse hinsichtlich der Formen und Bedingungen heutigen religiösen Lebens.

Interessante Überlegungen zur Bedeutung eines Rehschädels, der vor dem Altar der Hofkapelle im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof gefunden wurde, äußert Dieter Kauß. Wolfgang Mieder untersucht die Funktion von Sprichwörtern in Johann Peter Hebels „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“. Der außerordentlich häufige Gebrauch des Sprichwortes zeichnet Hebel vor anderen Volksschriftstellern aus. Er verwendet es aber keineswegs nur in lehrhafter Absicht. Es hat bei ihm auch erklärende und feststellende Funktion. Ein nach Hauptstichworten geordnetes Sprichwörterverzeichnis ergänzt die Arbeit.

Dem Ursprung des Schäppels, einem auffallenden Teil der weiblichen Volkstracht, geht Hartmut Braun in einer kulturgeschichtlichen Untersuchung nach. Einem bislang wenig beachteten Gegenstand der Kulturlandschaft ist die Abhandlung von Heiner Heimberger über „Alte Wiesenbewässerungsanlagen im Bauland und Odenwald“ gewidmet. Heimberger stellt seine Untersuchung in größere ethnographische Zusammenhänge und stützt sich auf ein gründliches archivalisches Quellenstudium. Gleichfalls ins Bauland führt die interessante Studie über das Backhaus und das Brotbacken im Ertal von Robert Hensle, die vor allem auch den gegenwärtigen Stand berücksichtigt.

Der Band enthält neben den Abhandlungen zwei Arbeitsberichte, einen über „Das Institut für religiöse Volkskunde in Freiburg i. Br. und seine wissenschaftlichen Arbeiten“ von Klaus Welker und Dieter Kauß, den anderen „Zum Stand der Arbeiten am Badischen Wörterbuch“ von Gerhard Wolfram Baur. Wichtig sind auch die Bibliographien zur „Gemeindeforschung in der Bundesrepublik“ von Herbert und Elke Schwedt und „Zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1970/71“ von Peter Assion, Gustav Schöck und Günter Schwesig. Wertvolle Hinweise auf volkskundliche Neuerscheinungen vermittelt der Buchbesprechungsteil. Alles in allem eine sehr erfreuliche Publikation, die sich jeder volkskundlich Interessierte sichern sollte, zumal sie recht preisgünstig abgegeben werden kann.

Heinz Schmitt

**Hubert Baum „Der Ton“**, hochdeutsche Gedichte, 88 Seiten, Ganzleinen, Verlag Karl Schillinger, Freiburg, Preis DM 13,50.

Hier klingt und singt und schwingt ein Ton, der zwischen den vielen Tönen als ein eigener herauszuhören ist. „Leise“ klingt er auf, „Tief“ dringt er ins Ohr und ins Gemüt, „Streng“ waltet sein Gesetz, „Ernst“ und gehalten ruft er wie eine späte Abendglocke zu

Andacht und Gebet und „Verhalten“ schwingt er aus. Die fünf „Kapitel“ des Gedichtbandes, sofern man das Wort als Überschriften der einzelnen, sich gegenseitig ergänzenden und in die Tiefe Schicht für Schicht führenden Hauptteile als Namen verstehen will, lassen den Leser ahnen, daß hier Ton mehr bedeutet als mehr oder minder zufälliger Titel: gleichsam als das Thema der dichterischen Fuge. Wer Hubert Baum nur als Meister alemannischer Dichtung kennt, staunt und bewundert seine überraschende Vielseitigkeit und den inhaltlichen, gedanklichen wie den formalen Reichtum seines hochdeutschen Füllhorns, das er hier vor uns ausschüttet. Da finden wir alles: vom einfachen klassisch geprägten Lied, ja sogar vom Volkslied im besten und höchsten Sinne des Wortes bis zur reimlosen freien Gedichtform. Stücke in streng grammatischer Ordnung mit überkommener und übernommener Gliederung wechseln mit kühnen modernen Vers- und Strophenformen. In den Sprüchen, besonders im dritten Teil „Streng“, überrascht Hubert Baum mit seinen knappen und strengen Beispielen des alten griechischen Akrostichons. Hier bewahrheitet sich das Wort vom „Fleiß, der in die Tiefe dringt“. Nirgends wird sein Hämmern und Schmieden unterm Klang des „Tones“ auf dem Amboß des Dichters zum leeren Kling-Klang- oder zur Klang- und Formspielerei, der Baum ganz abhold ist. Er bleibt, wie er selber im „Selbstbildnis“ bekennt: „um die Kunst gelitten, ernst verschrieben . . .“ vom ersten bis zum letzten Ton: leise, tief, ernst, streng und verhalten.

Dr. Karl Friedrich Rieber

**Hermann Weisert, Die Verfassung der Universität Heidelberg.** Überblick 1386–1952. Winter: Heidelberg 1974 (= Abhandlungen d. Heidelberger Akademie d. Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse. 1974, 2. Abh.). 168 S., Brosch. DM 58,-.

Die Arbeit entstand, um eine Grundlage für eine zutreffendere, verfassungsgemäße Ordnung der Heidelberger Universitätsarchivalien zu schaffen. Sie umfaßt die Zeit von der Universitätsgründung durch Pfalzgraf und Kurfürst Ruprecht I. 1386 bis zur Neufassung der Universitätssatzung 1952. Der Überblick beruht auf vorhandener Literatur und Quellenmaterial und bietet eine Fülle an Fakten und Details zur Organisation der Heidelberger Universität, – zu Wahlbestimmungen, zur Gerichtsbarkeit, zu Personalverhältnissen u.a.m. Weisert vermittelt damit einen Einblick in die Auseinandersetzungen unter den Fakultäten, zwischen geistlichen und weltlichen Interessen und zwischen Dozenten und Studenten. Dargestellt wird in diesem Zusammenhang auch das

Studium der Frauen, denen in Heidelberg erstmals 1891 von der Naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät der Zugang zum ordentlichen Hochschulstudium eröffnet wurde. Die Philosophische Fakultät faßte einen entsprechenden Beschluß vier Jahre später, verließ aber als erste aller Fakultäten am 16. Februar 1895 einer Frau die Doktorwürde. Wie sehr allgemeine gesellschaftliche Bestrebungen und Veränderungen mit der Universitätsgeschichte zusammenhängen, zeigt gegen Schluß der Abschnitt über die NS-Zeit, in der der Rektor zum „Führer der Hochschule“ bestimmt und die Studentenschaft u. a. „zur Erziehung der Studenten zur Wehrhaftigkeit und zur Einordnung in die Volksgemeinschaft“ angehalten wurden. Die Lektüre dieses Überblicks, den ein Anhang mit Zahlenmaterial (1803–1973) über Lehrkörper, Institute, Kliniken und Studenten abrundet, ist deshalb auch für den historisch Interessierten außerhalb der Universität interessant. H.-R. Fluck

**Baumkundlicher Lehrpfad Schloß Eberstein.** Ein Führer von Rudolf Koch, Herausgeber Oka Barthold, Gernsbach 1974. 44 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen und einer Karte. Preis DM 4.60

Es ist eine überaus erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß allenthalben durch die Forstverwaltung, Gemeinden und private Waldbesitzer Lehrpfade angelegt werden, um in besonders interessanten Gebieten auf die Bedeutung des Waldes, die Schönheit der Bäume und deren Eigenheiten sowie auf viele andere Naturerscheinungen hinzuweisen. Das Verständnis der Bevölkerung für die Heimatnatur wird hierdurch in ganz besonderem Maße gefördert.

Unter den zahlreichen Anlagen dieser Art nimmt der 1974 auf dem Besitz des Markgrafen Max von Baden und unter dessen maßgeblicher Förderung entstandene „Baumkundliche Lehrpfad Schloß Eberstein“ eine besondere Stellung ein. Hier vereinen sich in glücklichster Weise eine der schönsten Landschaften unserer Heimat, ein großartig gelegenes, schon auf das 13. Jahrhundert zurückgehendes Schloß mit einer Waldumgebung, deren Artenreichtum seinesgleichen sucht.

Hierüber ist soeben ein kleiner Führer erschienen, in dem Rudolf Koch nach kurzer Einführung über Landschaft, Schloß und Wald mit den vorkommenden Baum- und Straucharten bekannt macht; man erfährt die wohl einzig dastehende Tatsache, daß hier auf engstem Raum dank dem bevorzugten Klima und Standort über 300 Arten vorkommen, darunter einige in mehrhundertjährigen, eindrucksvollen Exemplaren. Unter Beschränkung auf die wichtigsten Arten (alle 300 hätten den Rahmen einer Einführung ge-

sprengt), ergänzt durch Blattzeichnungen, die Erkennen und Vergleichen unterstützen, berichtet der Verfasser über viel Wissenswertes aus botanischer und namenkundlicher Sicht und macht mit Aussehen und Verwendung der Hölzer bekannt.

Der Besuch des Pfades bei Schloß Eberstein anhand des Büchleins kann nur wärmstens empfohlen werden.  
H. Kleiber

**Karl Schreck: „Lauda. Schicksale einer ehemaligen fränkischen Oberamtsstadt“.** 608 S., mit 90 Abbildungen; hrsg. von der Stadt Lauda, DM 35,-

Nach dem letzten Weltkrieg mit einer Denkschrift zur Wiedererlangung des im Dritten Reich entzogenen Laudaer Stadtrechts beauftragt, stieß der Schulmann Karl Schreck im arg zerrütteten Stadtarchiv auf eine Notiz: „Über die Entstehung und über die Geschichte des Städtchens ist nichts bekannt.“ Das war 1853 geschrieben, aber geändert hatte sich daran wenig.

Schrecks Denkschrift schlug hier eine Bresche, und beim Ordnen des Archivs wuchs die nun vorliegende, aus den Quellen geschöpfte Arbeit heran, eine Fundgrube für die Landeshistoriker, ein Erinnerungsmal der türmereicheren Amtsstadt im Taubergrund, eine Standpauke an unsere Generation, das charaktervolle

Bild der Altstadt nicht weiterem Kahlschlag auszuliefern, ein Lebenswerk des nun Achtzigjährigen, strotzend an Fülle der Fakten, aber auch mit dem Mut zur These, von eigenen Erinnerungen durchwirkt, unverwechselbar im Tonfall. Diese Stadtgeschichte konnte nur einer schreiben.

Nach einem ungemein anschaulichen Kapitel über Geologie und Relief der Landschaft überrascht Schreck mit der Lokalisierung einer bis dahin unbekannteren „alten Burg“ der Herren von Luden, ein wenig nördlich der heutigen Stadtpfarrkirche. Mit besonderer Liebe werden die Beziehungen zum Fürstbistum Würzburg dargestellt, wird das bürgerliche Leben zwischen Weinberg und Gasse, Feld und Markt ausgemalt, wird die schicksalhafte Spannung zwischen Lauda und dem kurmainzischen Königshofen beschworen, die im 18. Jahrhundert zur Verlagerung des Fernverkehrs aufs rechte Tauberufer führte, so daß Lauda wortwahr plötzlich im Schatten der Entwicklung links liegen blieb. Nicht gerecht wird Schreck der Bewegung des Bauernkriegs als einer politisch-rechtlichen Revolution; hier fehlt auch die Auseinandersetzung mit der maßgeblichen Literatur. Köstliche Streiflichter fallen dann wieder auf den Bau der Odenwaldbahn, die Lauda den Rang einer Eisenbahnerstadt verlieh. Eine knappe, aber ungeschminkte Darstellung der Nazijahre wird ebenso wenig ausgespart wie die Industrieansiedlung nach 1945.  
C. Gräter

---

## Anschriften der Autoren

*Dr. Peter Assion*, Freiburg/Br., Schwaighofstraße 13

*Hans Brüstle*, Villingen, Erlenstraße 48

*Rolf Eilers*, Freiburg/Br., Häherweg 38

*Franz Hülger*, 7801 Pfaffenweiler, Krozingerstraße 27

*Dr. Sigrid Knecht-Lechner*, Freiburg/Br.,  
Günterstalstraße 68

*Gaston Mayer*, Karlsruhe, Erbprinzenstraße 13

*Dr. Klaus Münzing*, Freiburg/Br.,  
Reinhold-Schneider-Straße 55

*Dr. Dr. W. A. Schulze*, 6804 Ilvesheim,  
Haydnstraße 13

*Dr. Helmut Steindorfer*, Kempten/Allgäu,  
Johann-Schütz-Straße 15

*Dr. Engelbert Strobel*, Karlsruhe-Durlach,  
Karlsruher Allee 19

*Josef Weber*, Elzach, Bahnhofstraße 2b

*Dr. Hans J. Wömer*, Freiburg/Br., Lerchenstraße 26

